

flutter.

Sommer 2016 / Nr. 59

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung



Afrika

Fläche Afrikas: 30,2 Millionen Quadratkilometer
So oft passt Deutschland hinein: ca. 84-mal

Menschen, die derzeit in Afrika leben:
ca. 1,2 Milliarden

Menschen, die 2050 voraussichtlich dort leben werden: 2,5 Milliarden

Skaven, die von europäischen Kolonialmächten nach Amerika verschleppt wurden: > 12 Millionen
Entschädigung für Nachfahren ehemaliger Skaven in Euro: 0

Lebenserwartung in Nordafrika: 71 Jahre
Lebenserwartung in Zentralafrika: 52 Jahre

Anteil der Afrikaner unter 15 Jahren: 41 Prozent

Anzahl der Internetnutzer in Afrika: 330 Millionen

Reportagen, Berichte, Filme und Interviews zum Schwerpunkt Afrika findet ihr auch auf fluter.de

Besuche das neue



fluter.de

Editorial

→ Afrika ist uns näher und viel bedeutender, als wir wahrhaben wollen. Unsere Wahrnehmung dieses Kontinents ist verstellt durch Ignoranz, Desinteresse und jahrhundertalte Vorurteile. Gerade das subsaharische Afrika findet sich nur sehr begrenzt auf unserem medialen Radar. Dabei lohnt sich der genauere Blick. Immerhin leben in Afrika schon jetzt mehr als eine Milliarde Menschen, fast die Hälfte davon ist jünger als 15 Jahre. Es ist in den letzten Jahren vieles in Bewegung gekommen. Der Ausgang ist offen. Was wäre, wenn die Ansätze zur stabilen Entwicklung, zum wirtschaftlichen Aufschwung nachhaltig würden? Was sind die Potenziale, die sich hier zeigen? Wer sind die Akteure, welche Kräfte drängen nach vorn? Was sind die größten Hindernisse?

Afrika ist ein Kontinent der Superlative und der extremen Gegensätze. Es hat eine riesige Fläche, hier fließt der längste Fluss, hier wächst die größte Wüste der Erde, es gibt über 3.000 verschiedene Bevölkerungsgruppen, mehr als 2.000 Sprachen. Hier finden sich Staaten mit boomenden Metropolen und stabilem Wirtschaftswachstum und Staaten, die ihre Bürger nicht vor Milizen schützen können und in denen ein Großteil der Bevölkerung jeden Tag weniger als einen Dollar zur Verfügung hat. Es gibt das Versagen der Eliten, Korruption, extremes wirtschaftliches Ungleichgewicht und unfaire Handelsbeziehungen mit dem Westen. Dessen Verantwortung für das bittere koloniale Erbe ist noch längst nicht erledigt. Es gab und gibt Bürgerkriege mit Millionen Opfern, Terrorismus, zerfallende

Staaten. Und ökologische Katastrophen, weite Regionen des Wassermangels, die zunehmende Verwüstung riesiger Gebiete.

Afrika ist aber auch im Aufbruch, immer wieder. Wer sucht, findet viele beeindruckende Geschichten von Menschen, die sich organisieren und mit Fantasie und Mut neue Wege gehen. Viele Afrikanerinnen und Afrikaner haben ein großes Selbstbewusstsein und grenzen sich gezielt ab von den ehemaligen Kolonialmächten, von denen sie sich nicht länger bevormunden lassen wollen. Afrika, in all seinen Facetten, steht zunehmend selbst für sich, spricht für sich, entscheidet für sich.

Afrika in einem einzigen Heft darzustellen ist unmöglich. Als Versuch einer Annäherung kann es dennoch Sinn machen, wir haben es in fünf Schritten versucht. Afrika und Europa sind zunehmend aufeinander angewiesen. Gerade in Zeiten der Globalisierung, der immer noch auf Wachstum und extensiven Ressourcenverbrauch getrimmten Volkswirtschaften. Die davon untrennbaren Krisen – Klimaerwärmung und ihre Folgen, weltweite Migrationsbewegungen, Kriege, Terrorismus und extreme soziale Ungleichheit – erfordern dringend neue und gerechtere Formen der Zusammenarbeit. Es wird höchste Zeit, scheinbar ferne und getrennte Herausforderungen zusammen zu sehen, nachhaltige Lösungen und neue Netzwerke in den Blick zu bekommen. Gerade die jungen, sich neu bestimmenden Zivilgesellschaften Afrikas könnten dabei unsere Verbündeten sein. Welche Rolle wird Europa hier spielen? Die Gesellschaften in Afrika bergen ein ungeheures Potenzial, die Zukunft kann ihnen gehören. Ob und wie sie dieses Potenzial abrufen werden, ist noch nicht entschieden. Aber so viel ist klar: Afrika ist unser unverstelltes Interesse wert. **Thorsten Schilling**



Der Arabische Frühling, bei dem sich die Menschen gegen autoritäre Herrscher im Nahen Osten und in Nordafrika auflehnten, begann Ende 2010 mit der Revolution in Tunesien, infolgedessen der Diktator Ben Ali das Land verließ. Seitdem finden freie Parlaments- und Präsidentschaftswahlen statt. Dennoch gibt es immer wieder Unruhen und Anschläge. Der Tourismus ist aber ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor geblieben. Unser Bild zeigt Besucher des Festivals Les Dunes Electroniques im Westen des Landes

Inhalt

KAPITEL 1

AFRIKA WAR SCHON DA, BEVOR ES ENTDECKT WURDE

6

MBUKI MVUKI

Lasst uns mal sprechen

6

WIR SIND ALLE AFRIKANER

Weil dort nämlich die
ersten Menschen lebten

7

KOPFSACHE

Die Afros wachsen wieder

8

GET UP, STAND UP!

Die Religion der Rastafaris gründet
auf Äthiopiens Kaiserreich

KAPITEL 2

AFRIKA SCHAFFT ES SELBST

12

HEB MAL AB

Beneidenswert: In Kenia zahlt
man überall mit dem Handy

14

IN AFRO-METROPOLIS

Mit Musikern und DJs durch
die Wahnsinnsstadt Lagos

19

WIE IHR!

Manche deutsche Freiwillige
meinen es etwas zu gut

20

FRAUENWUNDERLAND

In Ruanda werden
Gleichberechtigung und
Umweltbewusstsein groß
geschrieben



24

DER BESEN IM SYSTEM

In Burkina Faso überwandern
die Bürger die Autokratie

KAPITEL 3

DIE MACHT DER GEOGRAFIE IST IN AFRIKA BESONDERS STARK

26

ERZ DER FINSTERNIS

Was dein Handy mit dem
Krieg im Kongo zu tun hat

28

MAGIC RIVER

Ohne den Nil wäre Ägypten
eine einzige Wüste. Aber auch für
andere Länder ist er wichtig

30

WALD IN DER WÜSTE

Im Sand schlummern
die Samen alter Bäume

30

KEIN STICH

Jedes Jahr sterben immer noch
Hunderttausende an Malaria

KAPITEL 4

DIE KOLONIALZEIT IST NICHT VORBEI

32

RISKANTE LIEBE

In den meisten Ländern
Afrikas möchte man lieber nicht
homosexuell sein

33

LIBERTÉ? NAJA

Schon erstaunlich, wie abhängig
die ehemaligen französischen
Kolonien immer noch sind

34

BÖSE GESCHICHTE

Auch in Deutschland tut man sich
schwer, zu den Verbrechen
während der Kolonialzeit zu stehen

36

VOLL ABHÄNGIG

Malawi hängt am Tabak, doch
Zigaretten kann man nicht essen

40

BITTE NICHT MEHR CHICKEN!

Wieso es in Afrika so viele billige
Hähnchen aus der EU gibt

KAPITEL 5

AFRIKAS KONFLIKTE SIND GLOBALE ANGELEGENHEITEN

42

KLASSENTRENNUNG

Die Apartheid ist vorbei, doch
Südafrika ist immer noch gespalten

44

TROTZ ALLEM

Über den Versuch, in Somalia
ein normales Leben zu führen

48

AB IN DIE ZUKUNFT

Warum Menschen aus Eritrea fliehen

49

DIE HÄRTE

Heavy-Metal-Fans in Ägypten
haben es nicht leicht



Selbst wenn ihr
in Swasiland wohnt,
kostet ein flutter-Abo
nur das Porto:
www.fluter.de/abo

Afrika war schon da,

Kapitel 1

Als die Europäer ab dem 15. Jahrhundert in Afrika einfielen, taten sie so, als würden sie einen unzivilisierten Kontinent entdecken, dessen vermeintlich wilde Bevölkerung es zu bekehren galt. Stattdessen waren es die Eroberer selbst, die bei ihren Raub- und Mordzügen alle Zivilisation fahren ließen und die kulturelle Vielfalt des Kontinents zerstörten. Dabei existierte schon lange eine Reihe afrikanischer Hochkulturen, vom 13. bis zum 17. Jahrhundert etwa das malische Kaiserreich. Historiker halten es für möglich, dass Kaiser Abubakari II. im Jahr 1311 Richtung Amerika fuhr – fast 200 Jahre vor Kolumbus. Aus Mali stammen auch die Dogon, von deren Naturverständnis man heute viel lernen kann. Ihre Masken und Skulpturen sind eindrucksvolle Artefakte, von denen sich Kubisten wie Picasso und Braque einiges abschauten.

bevor es entdeckt wurde

MBUKI MVUKI

**Wer sich für eine
Afrika-Rundreise
mit Wörterbüchern
eindecken will,
hat ganz schön zu
schleppen**

Von Sara Geisler

→ In Afrika gibt es über 2.000 verschiedene Sprachen. In den 1950er-Jahren teilte ein US-amerikanischer Linguist den Kontinent in vier Sprachfamilien ein: Afroasiatische Sprachen wie zum Beispiel Amharisch und Hausa konzentrieren sich im Nordosten Afrikas. Nigerkordofanische Sprachen wie Suaheli werden vom äußersten Westen bis zum südlichsten Zipfel gesprochen, wo auch die Klick- und Schnalzlaute des Khoisan, der dritten Sprachfamilie, zu hören sind. Und dann gibt es da noch die nilo-saharanischen Sprachen, die vom Tschad bis nach Ostafrika vorkommen. Aktuell gelten laut der Gesellschaft für bedrohte Völker 350 Sprachen als akut bedroht. Gerade kleinere Gruppen, die vor Krieg

und Unterdrückung fliehen oder weil Wasser und Weideland knapp werden, geben in neuer Umgebung oft ihre traditionelle Sprache auf, um die einer größeren Gruppe zu sprechen. Viele Sprachen sind daher schon ausgestorben.

Die meisten Afrikaner sprechen nicht eine, sondern gleich mehrere Sprachen – je nach Situation. In der Familie wird in der Muttersprache kommuniziert, auf dem Markt spricht man die Sprache der Mehrheit. In Behörden und Unis werden oft die Sprachen der ehemaligen Kolonialmächte, also Englisch, Französisch oder Portugiesisch vorausgesetzt. Darin, dass die Mehrheit der Bürger die Kolonialsprache nicht beherrscht, sehen Soziologen ein Problem. Die Sprachenvielfalt des Kontinents gilt dagegen als großer Schatz. Tatsächlich gibt es viele Ausdrücke, die man sofort ins Deutsche übernehmen möchte. Zum Beispiel mbuki mvuki (Mongo, Kongo): die Kleider ausziehen, um zu tanzen. Oder hanyauka (RuKwangali, Namibia): auf Zehenspitzen über warmen Sand laufen. ←

APROPOS SPRACHE

Natürlich muss man sich fragen, inwieweit Sprache rassistisch ist oder soziale Konstruktionen verstärkt. Von Weißen und Schwarzen zu sprechen ist schon komisch, denn richtig schwarz oder weiß ist ja niemand. Diese Kategorisierung ist wissenschaftlich untragbar und diskriminierend. Meist gibt es auch überhaupt keinen Grund, zu sagen, ob ein Mensch weiß oder schwarz ist. Da es in diesem Heft aber u.a. um Rassismus, unterschiedliche Sozialisierungen und Erfahrungen geht, spielt es hier eben doch eine Rolle. Deshalb benutzen wir an manchen Stellen die Wörter schwarz und weiß. Der Lesbarkeit wegen schreiben wir sie klein - wohl wissend, dass diskutiert wird, sie groß zu schreiben, um zu zeigen, dass es keine biologischen Begriffe sind.

Kongo, Namibia, Äthiopien

Wir sind alle Afrikaner



3,2 Millionen Jahre lang lag Lucy im äthiopischen Sand, bevor sie 1974 von Paläoanthropologen entdeckt wurde. Und weil die Forscher im Camp ständig den Beatles-Song „Lucy in the Sky with Diamonds“ hörten, hatten sie schnell einen Namen für das Hominidenskelett. 18 Jahre später wurde sogar ein Vorfahr Lucys entdeckt, 4,4 Millionen Jahre alte Knochen. Die Wiege der Menschheit liegt also in Afrika. Vor drei bis vier Millionen Jahren ging der Australopithecus afarensis fast schon aufrecht durch die Wälder und Savannen Tansanias und Äthiopiens. Der Homo erectus schließlich, also der aufrecht gehende Mensch, lebte vor knapp zwei Millionen Jahren unter anderem im heutigen Kenia, bevor er sich nach Asien und Europa aufmachte. Er überwand Wüsten, Gebirge und Meere und besiedelte schließlich die ganze Welt. Vor nicht allzu langer Zeit dachte man noch, dass es eine ziemlich klare Linie vom ersten menschlichen Wesen bis hin zum modernen Menschen gibt. Dann wiesen Erbgutanalysen und Knochenfunde darauf hin, dass sich die verschiedenen frühen Menschenformen immer wieder vermischten und ihre Gene austauschten. Der Mensch hat also nicht einen, sondern ziemlich viele Vorfahren, aber alle sind aus Afrika.



Kopfsache

Bis zu zwölf Stunden kann der Aufenthalt in einem Beautyshop an der Elfenbeinküste dauern. Stunden, in denen mehrere Mitarbeiterinnen die Haare ihrer Kundinnen glätten, föhnen, flechten, chemische Cremes auftragen, Perücken fixieren oder künstliche Verlängerungen einarbeiten. Oft verlassen die Frauen den Haarsalon mit dem Gefühl, ihr Kopf klemme in einem Schraubstock – meist sind die Zöpfe so fest geflochten, dass sie nachts kaum schlafen können. Schmerztabletten helfen, praktischerweise verkaufen sie manche Friseurgeschäfte gleich mit.

In der Kolonialzeit sahen die Europäer die Haarpracht vieler Afrikaner als rückständig, unzivilisiert und primitiv an – ihre eigenen glatten Haare galten ihnen als Symbol für Gepflegtheit und Wohlstand. Zwar liegt die koloniale Rassenlehre lange zurück, doch ihre Auswirkungen sind noch in der Gegenwart sichtbar: So verbieten zum Beispiel bis heute einige Arbeitgeber ihren Angestellten, mit ihrer natürlichen Haarpracht zum Job zu erscheinen. Und noch immer gilt alles „Weiße“ in den Augen vieler schwarzer Frauen als universelles, erstrebenswertes Schönheitsideal – um diesem Ideal so nah wie möglich zu kommen, schmieren sie sich ätzende Säuren, Chemiepasten und giftige Bleichmittel auf Haut und Haare.

Dass Frisuren ein politisches Statement sein können, zeigte sich bereits während der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, als der Afro für die selbstbewusste Ablehnung weißer Schönheitsnormen stand und natürliche Haare zum Widerstandszeichen wurden. „Black is beautiful“ hieß es nun.

Nach der Jahrtausendwende erstarkte diese Bewegung auch auf dem afrikanischen Kontinent. „Natural Hair Movement“ beschreibt ein neues Selbstbewusstsein, statt chemischer Kosmetikprodukte benutzen Frauen natürliche Substanzen wie Joghurt, Essig oder Honig, um die Haare zu pflegen. In Blogs wie „myfroandi“ oder „thekinkandi“ tauscht man Ideen aus, gibt einander Rat, macht Mut.

Und so sind all die Fotos, die stolz die wachsende Haarpracht präsentieren, mehr als ein banaler, schnelllebiger Modetrend. Sie sind Teil eines Aufstandes: gegen die Ideale der Werbung, der Kosmetikindustrie, gegen (post-)koloniale Schönheitsbilder.

Get up,



stand up!

Reggae hörende Dreadlockträger kennt man. Aber was steckt hinter dem Glauben der Rastafaris? Warum verehren Menschen auf Jamaika einen afrikanischen Kaiser? Wer das wissen will, muss tief in die Geschichte Äthiopiens eintauchen

Von Jan Ludwig

Joint Venture: Schon im 4. Jahrhundert verbreitete sich das Christentum in Äthiopien. Die Herrscher sahen sich als Nachfolger vom biblischen König Salomon. Musik und Marihuana sollen dabei helfen, mit Gott ins Gespräch zu kommen. Geradezu verehrt wird natürlich auch Bob Marley, der ein überzeugter Rastafari war



→ Als der Messias um 13.30 Uhr vom Himmel herabsteigt, hält er kurz inne. Die Menge tanzt und tobt, Rastalocken wippen im Rhythmus der Freudengesänge. „Zu dir, Allmächtiger, beten wir“, haben sie auf Banner geschrieben. Mit Bajonetten hindern Soldaten die Jubelnden daran, dem Auserwählten zu nahe zu kommen.

An jenem 21. April 1966 wird für die Rastafaris von Jamaika ein Traum wahr. Der Mann, den sie als Inkarnation Gottes verehren, ist soeben auf dem Flughafen der Hauptstadt Kingston gelandet. Der Messias fliegt mit Ethiopian Airlines. Minuten vergehen, dann steigt er die Gangway hinab: Haile Selassie, Kaiser von Äthiopien, schwarzer Bart, markante Nase, 1,60 Meter groß.

Der Glaube der Rastafaris ist die vielleicht bekannteste und unbekannteste Religion zugleich. Bob Marley, Dreadlocks und Hanfblätter kennt jeder, aber ihre Geschichte – und die von Haile Selassie – kaum. Um zu verstehen, warum Bewohner eines karibischen Inselstaats sich einen Menschen zum Messias kürten, der 12.500 Kilometer entfernt auf dem Thron sitzt, muss man eine Zeitreise unternehmen.

Es ist ein stolzes Reich, über das Kaiser Haile Selassie damals herrscht, gegründet – der Legende nach – vor fast drei Jahrtausenden von Menelik, den Salomon, der biblische König, mit der Königin von Saba gezeugt haben soll. Die Kaiser auf dem äthiopischen Thron sehen sich als Nachfolger der Herrscher aus Jerusalem. Tatsächlich ist Amharisch, das viele Äthiopier sprechen, mit Hebräisch verwandt. Schon im vierten Jahrhundert breitet sich in Äthiopien das Christentum aus.

In späteren Jahrhunderten wird das Land, damals „Abessinien“ genannt, zwar immer wieder mal erobert. Doch den

Eroberern aus Europa widersetzt es sich standhaft. Als einziger Staat in Afrika wird es nie zu einer Kolonie.

Auch Haile Selassies Vater kämpft Ende des 19. Jahrhunderts gegen Kolonialarmeen. Unter seinem Kommando werden die italienischen Invasionstruppen geschlagen. Äthiopien bleibt frei. In diese Zeit hinein wird 1892 Haile Selassie, der spätere Kaiser, unter dem Namen Tafari Makonnen geboren, ein Sohn äthiopischen Adels. Von Beginn an scheint er ein Auserwählter zu sein: Keines seiner zehn Geschwister wird älter als ein Jahr. Der Junge ist schwächling, aber schlau und charismatisch.

1916 übernimmt Tafari, mittlerweile Kronprinz, die Amtsgeschäfte. Sein Ehrenname lautet „Ras“ Tafari, eine Art Fürstentitel. Er regiert ein Volk von 15 Millionen Menschen, die meisten sind



Kaffeebauern, von 20 Äthiopiern kann ein einziger schreiben. Tafari träumt von Flugzeugen und Autos wie in Europa. Dorthin reist er 1924 – und wird empfangen wie ein Regierungschef. Der Respekt der Europäer ist nicht uneigennützig: Die Briten wollen in Äthiopien einen Staudamm bauen, die Italiener sich das Land am liebsten als Kolonie einverleiben.

Während Ras Tafari den Buckingham-Palast und Versailles besucht, liest ein junger schwarzer Jamaikaner namens Marcus Garvey voller Staunen die Nachrichten aus Europa. Ein schwarzes Regierungsoberhaupt wird dort von den Herrschern empfangen wie ihresgleichen! Garvey, ein schillernder, radikaler Journalist, ist verzückt. Schon als Kind in Jamaika erlebte er Rassismus wegen seiner Hautfarbe. Als Erwachsener fordert er nun die Rückbesinnung aller Schwarzen, gerade der ehemaligen Sklaven, auf ihre Herkunft: Afrika. Nicht jenes Afrika, das ausgebeutet, versklavt und geplündert in den Händen der Europäer liegt. Nein: Schwarze – Garvey nennt sie im Sinne der Zeit noch „Negroes“ – brauchen endlich eine eigene Nation, ein Land, wo sie ihre Fähigkeiten zeigen und zum menschlichen Fortschritt beitragen können. „Schaut auf Afrika!“, verkündet Garvey in den 1920ern. „Wenn in Afrika ein schwarzer König gekrönt wird, ist der Tag der Befreiung nah.“

Die Christen unter Garveys Lesern wissen den Hinweis zu verstehen. „Tag der Befreiung“ ist ein Bild aus der Bibel. Der Prophet Jeremia verkündet an dieser Stelle, Gott werde kommen und alle Stricke zerreißen, alle Ketten lösen, die Geknechteten zurückführen in ihr Land. Zurück nach Afrika.

Im Jahr 1930 wird Ras Tafari schließlich zum neuen Kaiser gekrönt. Von nun an nennt er sich „Haile Selassie“, was übersetzt „Macht der Dreifaltigkeit“ bedeutet, außerdem „König der Könige“ und „siegreicher Löwe von Juda“. Der 225. Nachfolger Salomons feiert die Thronbesteigung, wie es sich für einen Kaiser geziemt. Deutschland schickt 800 Flaschen Wein.

Ist Haile Selassie also der schwarze König, den Garvey ankündigte? Der Messias, von dem der Prophet Jeremia spricht? Die religiös gefärbte Sprache von Männern wie Garvey verfehlt ihre Wirkung nicht – vor allem in Jamaika sind die Menschen empfänglich. Das Land hat selbst eine Leidenszeit als Kolonie hinter sich (erst kamen die Spanier, dann die Briten), zudem wurden sehr viele Sklaven aus Afrika dorthin verschleppt. Die Völker, die bis dahin einige hundert Jahre auf Jamaika gelebt hatten, starben schließlich aus.

Schon kurz nach der Krönungsfeier in Äthiopien gründen sich im fernen Jamaika erste Gemeinden von Menschen, die sich nun „Rastafaris“ nennen. Sie glauben an Gott, Christus und Haile Selassie. Um mit Gott besser sprechen zu können, rauchen sie Cannabis. Äthiopien halten sie nicht nur für die Wiege der Menschheit, sondern auch für das Zentrum eines göttlichen Königreiches. Ein „neues Jerusalem“. Selassie, so glauben sie, wird eine schwarze Nation gründen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Als ersten Schwarzen wählt das „TIME“-Magazin Selassie 1935 zum Mann des Jahres, ein Jahr nach US-Präsident Franklin D. Roosevelt. Noch Jahrzehnte später wird er einem ganzen Kontinent Hoffnung geben auf Selbstbestimmung und Würde.

Nach Jamaika wurden viele Sklaven verschleppt. Kein Wunder also, dass ein afrikanischer Kaiser dort so bewundert wurde

Kaum etwas verdeutlicht das weit verbreitete Gefühl einer schwarzen Unterlegenheit so sehr wie eine Anekdote, die Nelson Mandela in seinen Memoiren erzählt. 1962 reist Mandela nach Äthiopien, um Unterstützer für den Befreiungskampf in Südafrika zu finden. Als er an Bord der Maschine der Ethiopian Airlines steigt, sieht er, dass der Pilot schwarz ist. Mandela wird panisch: Wie soll ein Schwarzer ein Flugzeug fliegen können? Einen Moment später, schreibt er, habe er sich

wieder beruhigt. Apartheid und Kolonialismus hatten selbst bei Nelson Mandela ihre Spuren hinterlassen. Er nennt Selassie einen „afrikanischen Giganten“. Ihn zu treffen sei, als würde man der Geschichte die Hand schütteln.

Fast ein halbes Jahrhundert hält sich Haile Selassie an der Macht. Er lässt Stromleitungen und Krankenhäuser bauen, gibt dem Land eine Verfassung und eine Nationalhymne. Doch wie bei so vielen afrikanischen Herrschern wird Macht für ihn zur Droge, die seinen Verstand vernebelt. Die Landarbeiter in Äthiopien müssen immer noch Abgaben zahlen, ihre Bildung hat sich seit Jahrzehnten kaum verbessert. 1973 gehen Bilder einer Hungerkatastrophe in Nordäthiopien um die Welt. Zehntausende sterben.

So glorreich die Anfänge des jungen Ras Tafari, so profan endet sein Leben. 1974 stürzt ihn das eigene Militär. Die Putschisten lassen ihn, den entthronten „König der Könige“, zur Schmach in einem VW Käfer fortschaffen. Selassie wird zu einem Exilanten im eigenen Palast. Ein Jahr später ist er tot, von seinen Häschern erstickt mit einem Kissen. Seine Gebeine verscharrt man unter einer Toilette des Palastes. Unter der sozialistischen Diktatur, die folgt, wird Äthiopien noch bevölkerungsreicher, ärmer, hungriger. Bald steht das Land nicht mehr für die Zukunft Afrikas, sondern für die Vergangenheit.

Erst ein Vierteljahrhundert später, im November 2000, wird Haile Selassie, der Unsterbliche, anständig begraben. ←

ÄTHIOPIEN

Äthiopien ist das einzige afrikanische Land, das nie vollständig kolonisiert wurde. Es wurde sechs Jahre lang von Italien besetzt, Hunderttausende starben – auch durch den Einsatz von Senfgas. Nach dem Sturz Selassies wurde es mit sowjetischer Hilfe zur sozialistischen Diktatur umgebaut. Seit 1991 ist es eine föderale Republik. Mittlerweile gehört es zu den aufstrebenden Volkswirtschaften Afrikas, seine Hauptstadt Addis Abeba gilt als Boomtown. Dort ist auch der Sitz der Afrikanischen Union (AU), ein Verbund, der sich unter anderem um Sicherheitsbelange kümmert.

Kapitel 2

Afrika schafft

es selbst

Die einen halten Entwicklungshilfe für unabdingbar, die anderen glauben, dass sie die Länder unselbstständig macht und das Geld eh nur in den Taschen korrupter Eliten verschwindet. Fest steht, dass es große Unterschiede in der Entwicklung afrikanischer Länder gibt. Manche kommen kaum voran, andere verzeichnen ein hohes Wirtschaftswachstum. In manchen werden neue Technologien erdacht, wachsen kreative Branchen. Ein Beispiel ist die Filmindustrie. In Nigeria spricht man in Anlehnung an das indische Bollywood von Nollywood, und in Burkina Faso wird beim FESPACO-Festival eine Art afrikanischer Oscar verliehen. Unser Bild zeigt Dreharbeiten in Uganda. Die dortige Actionfilmgemeinde nennt sich Wakaliwood, weil sie im Slum Wakaliga in der Hauptstadt Kampala gegründet wurde.

Heb mal ab

Mit dem Handy bezahlen? Was bei uns eher nicht so verbreitet ist, hat den Alltag der Menschen in vielen Ländern Afrikas revolutioniert – ein Bericht aus Kenia

Von Anja Bengelstorf

Kenia



→ Als der Kleinbus mit quietschenden Reifen vor der Mutua-Metzgerei in Nairobi zum Stehen kommt, weht eine feine Staubschicht durch die offene Flügeltür und lässt sich langsam auf der Edelstahltheke nieder. Dumpfe Reggae-Klänge aus dem Bus unterbrechen die junge Kundin vor der Auslage, die gerade für 200 kenianische Schilling (etwa 1,70 Euro) Rindfleisch kaufen will. Unbeeindruckt wiederholt sie die Bestellung, diesmal mit lauterer Stimme. Der Verkäufer reicht das eingewickelte Fleisch an die Kassiererin weiter. Die Kundin greift in ihre Handtasche und zieht ihr Mobiltelefon heraus. Auch die Kassiererin tippt etwas in ihr Telefon. Dann verschwinden das Rindfleisch und das Telefon in der Tasche der Kundin. Die Nächste, bitte.

Hinter der Kassiererin hängt ein grünes Schild mit einer Nummer an der Wand. Das Geschäft bietet den bargeldlosen M-Pesa-Service an, einen Geldtransferdienst, der von Mobiltelefon zu Mobiltelefon funktioniert und vom kenianischen Mobilfunkanbieter Safaricom betrieben wird. „M“ steht für „mobil“, „Pesa“ bedeutet „Geld“ in Suaheli, nach Englisch die zweite Amtssprache Kenias.

Wie in den meisten Ländern im subsaharischen Afrika lebt auch in Kenia die Mehrheit der Bevölkerung als Bauern auf dem Land. Die Jungen zieht es auf der Suche nach Ausbil-

Gute Nummer:
Früher mussten vor allem die Menschen auf dem Land lange Wege zur Bank oder Post auf sich nehmen, um Bargeld zu bekommen. Nun gibt es überall M-Pesa-Händler



Inter Nr. 59, Thema: Afrika

dung und Jobs in die Städte, in denen es Strom, fließendes Wasser und Banken gibt. Bis heute kennen viele Menschen in den Dörfern nichts davon. Wenn die Kinder ihre Eltern auf dem Land finanziell unterstützen wollten, mussten sie früher abenteuerliche und ungewisse Wege gehen. Sie gaben einem Nachbarn oder Busfahrer, der zufällig im Dorf vorbeikam, Bargeld mit. Oder sie schickten Geld per Postanweisung, was Wochen dauern konnte, wenn das Geld überhaupt ankam. Möglich war das eh nur, wenn der Empfänger ein Postfach besaß. Was kaum häufiger vorkam als der Besitz eines Bankkontos.

2007 wurde alles anders. Damals verfügten bereits mehrere Millionen Kenianer über ein Handy mit einer Safaricom-Nummer, die plötzlich zum Bankkonto wurde. Die Menschen konnten nun Geld auf ihr Mobiltelefon laden und es an andere Safaricom-Kunden versenden. Innerhalb von Minuten kam es beim Empfänger an, der darüber per SMS informiert wurde. Der konnte es weiterschicken oder sich bei einem M-Pesa-Agenten bar auszahlen lassen. Die Transaktionsgebühr richtet sich bis heute nach der Höhe der zu versendenden Summe und liegt bei etwa 95 Euro-Cent für 600 Euro, der höchsten Transaktionssumme. Die niedrigste Gebühr beträgt weniger als ein Cent.

Zwei Wochen nach der Einführung hatte Safaricom, das zu 40 Prozent Vodafone und zu 35 Prozent dem kenianischen Staat gehört, knapp 20.000 aktive M-Pesa-Nutzer, heute sind es 22 Millionen, die bei 94.000 Agenten – oft kleine Geschäftsleute wie Kioskbesitzer – landesweit Geld deponieren oder abholen. Mehr als die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung in Kenia nutzt M-Pesa.

Ursprünglich war das bargeldlose Bezahlssystem für die Mikrofinanz-Industrie entworfen worden, also um kleine Kredite auszuzahlen und Rückzahlungen zu ermöglichen. Doch schnell wurde sein Potenzial für die breite Öffentlichkeit deutlich. Die Kenianer bekamen einen schnellen, sicheren und jederzeit verfügbaren Geldtransfer geboten, ohne Schalteröffnungszeiten und Schlangestehen. Die kontolose Bevölkerung auf dem Land katapultierte sich damit ohne Umweg in die digitale Epoche von heute.

Der Geldtransfer von einem Mobiltelefon zum anderen war der Anfang. Inzwischen kann ein Nutzer Strom- und Wasserrechnungen bezahlen, an einem Geldautomaten Bargeld abheben, Flugtickets kaufen, Konzertkarten bestellen, den Taxifahrer bezahlen sowie einen Kleinkredit aufnehmen, um etwa eine Solaranlage zu kaufen und so zum ersten Mal Strom im Haus zu haben. Eltern überweisen Gebühren an die Schulen ihrer Kinder, Mieter zahlen ihre Miete. Als die Al-Shabaab-Miliz im April letzten Jahres die Ga-



In Kenia ist M-Pesa erfolgreich, in Ländern mit einem funktionierenden Bankensystem nicht. So wurde der Dienst in Südafrika eingestellt, nachdem die Nutzerzahlen dort deutlich hinter den Erwartungen des Anbieters Vodafone zurückgeblieben waren

rissa-Universität im Osten Kenias überfiel und 148 Menschen tötete, richtete Safaricom eine M-Pesa-Spenden-Nummer für die Verletzten und Hinterbliebenen ein. Und nicht zuletzt hilft M-Pesa beim Sparen: Je nach Summe gibt es bis zu vier Prozent Zinsen.

„Ich gehe gar nicht mehr zur Bank“, sagt Billy Warero. Der 33-Jährige arbeitet in Nairobi bei einer Telekommunikationsfirma. Die Stromrechnung, das Kabelfernsehen, seine Einkäufe sowohl im Supermarkt als auch online – alles erledigt er über M-Pesa. Sein Gehalt landet noch auf dem Bankkonto, aber auch das kann er übers Handy auf sein M-Pesa-Konto überweisen. „Andererseits ist M-Pesa verführerisch, denn damit ist das Geld auch schnell ausgegeben“, sagt er.

Zwischen April 2015 und März 2016 wurden laut Safaricom Transaktionen im Wert von 46 Milliarden Euro getätigt. Das wären 85 Prozent der gesamten kenianischen Wirtschaftsleistung. M-Pesa ist mittlerweile unter anderem auch in den ostafrikanischen Ländern Tansania, Uganda und Ruanda verfügbar, aber auch in Ägypten, Afghanistan und Indien. In Malawi benutzen über zwei Millionen Menschen ein ähnliches System. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive handelt es sich bei diesem Phänomen um ein sogenanntes Leapfrogging, also um einen Bocksprung. Anstatt ein Bankensystem wie beispielsweise in Deutschland zu etablieren, wird ein gesamter Entwicklungsschritt übersprungen und durch eine Innovation ersetzt. Eine Innovation, die dazu beiträgt, Kenia zu einem modernen Land zu machen. ←

Eines der erfolgreichsten elektronischen Bezahlssysteme der Welt kommt aus Afrika

In Afro-M

Nigeria



Inter Nr. 59, Thema: Afrika

Metropolis



Lagos, die größte Stadt Afrikas, ist aufstrebend und apokalyptisch zugleich, das Zentrum eines der dynamischsten Länder des Kontinents und: ein einziges Chaos. Vielleicht versteht man es ja, wenn man mit Musikern und DJs um die Häuser zieht. Wir haben's probiert

Von Florian Sievers

→ Chike sagt, ihm sei im Traum ein Beat erschienen. Als wir vorhin zurückkamen, mitten in der Nacht, da saßen er und seine Leute noch auf der Straße, saßen und hörten Musik. Also haben wir uns zu ihnen gesetzt, auf verkohlte Holzbalken und kaputte Plastikstühle. Irgendwann verschwand auch der Typ, der uns mit seiner Kalaschnikow bedroht hatte. Er war betrunken und brüllte, die anderen wimmelten ihn ab. War nur ein Soldat, der seine Knarre ins Wochenende mitgenommen hat, sagten sie hinterher. Wollte nur den dicken Max machen.

Nun sitzen wir bei Doctor, der älteren Frau, die neben ihrer Kühlkiste tanzt. Sie verkauft daraus Bier und Kräuterschnaps, der schmeckt wie Jägermeister mit Benzin. Da ist General, der behauptet, er habe schon in mehreren Bürgerkriegen gekämpft. Obwohl es doch nur einen gab in diesem Land. Daneben Leo, ein alternder Riese, immer betrunken, aber zum Sterben herzlich. Und natürlich der vierschrötige Chike, Kopf der Truppe, der sagt, ihm sei letzte Nacht ein Beat erschienen. Den hatte er daraufhin tagsüber in seinem kleinen Studio aufgenommen, und der läuft jetzt hier, nachts auf der Straße, in voller Lautstärke. Obwohl gegenüber ein Krankenhaus ist.

Rings um unser kleines Straßenlager gehen, stehen, sitzen, tanzen, essen, schlafen gerade zwischen 15 und 20 Millionen Menschen, so genau weiß das keiner. Auf jeden Fall ist Lagos im westafrikanischen Nigeria die größte menschliche Ansiedlung Subsahara-Afrikas. Eine Superlativstadt in einem Superlativstaat: Nigeria ist das bevölkerungsreichste Land des Kontinents, es ist der wichtigste Ölproduzent Afrikas, und trotz gesunkener Ölpreise generiert es immer noch unglaubliche Geldströme. Nigeria hat bald so viele Internetnutzer, wie Deutschland Einwohner hat. Vor allem junge Menschen sind über die sozialen Medien mit der ganzen Welt verbunden und darum bestens informiert über neue Mode oder Musik. Aber nicht nur das. Politische Blogger wie der 1984 geborene Internetstar Japheth Omojuwa erreichen über das Netz viele Winkel des riesigen Landes und stoßen dort virale Debatten gegen Korruption an oder organisieren friedliche Proteste, die jüngst sogar mitverantwortlich waren für einen Machtwechsel an der Regierungsspitze.

Nigeria ist also hochdynamisch – aber auch extrem labil. Zerrissen von schnellem Bevölkerungswachstum, sozialer Ungerechtigkeit und ethnischen Konflikten. Mehr als 250 Völker leben hier miteinander, und mit den Islamisten von Boko Haram sowie der Guerillatruppe MEND aus dem undurchdringlichen Delta des Nigerflusses zerren gleich zwei Terrorgruppen am Staatsgefüge. Das Land ist ein Hexenkessel – und Lagos liegt an seinem Siedepunkt.



Under the bridge: Lagos platzt aus allen Nähten, aber einen Platz, sich Richtung Mekka zu wenden, gibt es dann doch noch

Gestern Abend war es spät geworden im ehemaligen Kolonialgefängnis. Mitten in Downtown Lagos klappt dieses Loch zwischen den heruntergekommenen 1970er-Jahre-Wolkenkratzern. Zur Kolonialzeit hatten die Briten hier Gefangene wie Hunde eingesperrt. Heute ist der Ort eine nationale Gedenkstätte namens Freedom Park. Auf der Dachterrasse des kleinen Gebäudes in der Mitte des Parks schubberten an diesem Abend geschickerte Paare über den Dancefloor. Eine Party der Kultur-elite: Verleger, Künstler, reiche Mäzene. Der DJ hatte nicht viel zu tun. Denn er spielte ausschließlich Afrobeat-Stücke von Fela Kuti, und die sind meist eine Viertelstunde lang. Viel Zeit für Pinkelpausen.

Der Nigerianer Fela Kuti ist der bis heute größte afrikanische Popstar aller Zeiten. Der Dauerkiffer erfand die Funk-Variante Afrobeat, trat am liebsten in weißen Glitzeranzügen auf und heiratete mal 27 Frauen auf einen Schlag. Er mischte sich stets auch in die Politik seines Landes ein und hatte etwa den Nerv, in Nigerias Militärdiktaturen die Soldaten als „Zombies“ zu verhöhnen. 1997 starb er an Aids. Heute wird er vom Staat fast kaputt geknuddelt. So hat die Regierung Kutis Wohnhaus in ein Museum verwandelt und den Mann zum „kulturellen Erbe“ erklärt.

Irgendwann sang die ganze Party auf dem Dach im Freedom Park lauthals mit. „Zombie no go think, unless you tell am to think“, schmetterten sie Kutis Militärschmähung. Es

BOKO HARAM

Mit der Entführung von 276 Schülerinnen geriet die islamistische Terrorgruppe Boko Haram im April 2014 weltweit in die Schlagzeilen. Bis dahin waren bereits vor allem im Bundesstaat Borno tausende Menschen Opfer ihrer Anschläge geworden. Boko Haram (übersetzt in etwa: „Westliche Bildung verboten“) kämpft für einen rigiden Islam. Experten sehen die Entstehung der Terrorgruppe im Zusammenhang mit der jahrzehntelangen strukturellen Vernachlässigung des nigerianischen Nordens, wo ein großer Teil der Bevölkerung in Armut lebt. Unterstützung soll Boko Haram von anderen Terrororganisationen wie Al-Qaida im islamischen Maghreb und Al-Shabaab bekommen. Der Terrorismus und die Kämpfe der nigerianischen Armee gegen Boko Haram haben für große Zerstörungen und Millionen von Flüchtlingen gesorgt.

Zur Vertiefung: „Boko Haram“ von Mike Smith, 286 S., 4,50 Euro, bpb-Bestellnr. 1657



Nigeria ist ein Land extremer Gegensätze. Während vor allem im Norden viele Menschen in Armut leben, hat sich in Lagos eine breite Schicht von reicheren Menschen etabliert



war ein bisschen wie auf der Geburtstagsparty der eigenen Eltern, wenn alle betrunken sind und sich peinlich benehmen. Zum Abschluss schoss jemand in den Betonschluchten eine Silvesterrakete ab. Die grün-weiße Feuerblume spiegelte sich in den Bürofenstern.

Beim Anflug auf Lagos kurz vor Sonnenuntergang, hat man noch einen Überblick: bis zum Horizont ein Meer von Lichtern, in der Mitte ein Bündel von Hochhäusern, dazwischen ein Geflecht aus Kanalarmlen, Inseln, Hafenbecken und Brücken. Lagos ist eine Lagunenstadt, ein afrikanisches Venedig, ins Gigantische aufgeblasen und einmal kräftig durchgeschüttelt. Steckt man dann erst mal drin, verliert man die Orientierung.

Wenn man auf dem Murtala Muhammed International Airport gelandet ist, dann schütteln sie einem im Flugzeug sehr kräftig die Hand: „Welcome to Lagos.“ Dann eine Fahrt durch die hereingebrochene Finsternis über die Third Mainland Bridge, funzelige Scheinwerfer, rasendes Tempo. Rechts Hütten auf dem Wasser, der schwimmende Slum Makoko. Selbst unter uns, auf den Pfeilern der zwölf Kilometer langen Brücke, die als Umgehungsstraße einfach ins flache Lagunenwasser geklotzt wurde, leben Menschen. Und weit vor uns glitzern Hochhäuser. Es ist eine Nachtfahrt durch Afro-Metropolis.

Ringsum sind sie jetzt also, diese energischen, sehr von sich überzeugten, aber auch sehr herzlichen Menschen, die man auf Deutsch wohl „Lagosianer“ nennen muss. „Centre of Excellence“ haben sie sich auf die Nummernschilder der Autos geschrieben. Statt „Hello“ sagt man meist direkt „You are welcome“. Und eine verbreitete Antwort auf Bitten ist ein dröhnendes „No wahala“, „Kein Problem“ in Pidgin, der kreativ korrumpierten, ausdrucksstarken Lokalversion von Englisch.

Alle sind superherzlich, superoptimistisch. Und jeder ist immer auf der Suche nach einem guten Geschäft. Für dicke Bündel mit den meist speckigen Naira-Scheinen, der lokalen Währung, kriegt man alles in Lagos, die Stadt ist ein großes Goldgräbernest. Schon die Namen auf dem Stadtplan klingen wie von einer Piratenschatzkarte: Five Cowrie Creek, Banana Island, Tarkwa Bay. Kein Wunder, denn Lagos war schon immer eine Hafen- und Handelsstadt, nach allen Seiten offen, eine kulturelle Kontaktzone.

Hier sitzt darum auch die riesige nigerianische Musikindustrie, deren durchgestylte „Naija-Pop“-Produkte auf dem gesamten Kontinent führend sind. Man muss das so industriell formulieren, denn diese Musik hat nicht viel gemein mit Chikes rumpeliger Rhythmuschleife, die vor dem

Krankenhaus durch die Straße hallt. „Naija“ ist Pidgin für Nigeria, und diese Musik ist eine sliche Mischung aus Hip-Hop und hochgezüchtetem House. Naija-Rapper wie Davido, P-Square und D'Banj oder die Sängerin Yemi Alade zeigen sich gern in Designerklamotten und italienischen Sportwagen – und tatsächlich verdienen die Stars und ihre Produzenten vermutlich nicht schlecht, denn Naija-Hits dominieren die Bars und Dancefloors von Senegal bis Simbabwe. In Lagos bemühen sich die zugehörigen Clubs wie etwa die Hochglanz-Disco Quilox um globalen Aufsteigerchic – mit VIP-Sitzecken voller weißer Ledersofas, Champagnerkübeln und zu kalt gedrehter Klimaanlage. Im Quilox („Where luxury becomes a lifestyle“) geben die einen die Öl-Dollars ihrer Eltern aus, während die anderen so tun oder zumindest davon träumen.

In der Nacht hat der Wüstenwind Harmattan Staub aus der Sahelzone nach Süden geblasen. Ein Grauschleier liegt nun über der Stadt, und sie sieht aus, als habe ihr jemand mit einem Bildbearbeitungsprogramm die Farben rausgedreht. Eine Fahrt durch das Zwielflicht, vorbei an wuchtigen, heruntergekommenen Wolkenkratzern. Lagos hat so viel urbane Struktur wie kaum eine andere Stadt in Subsahara-Afrika. Oft ist diese Struktur marode bis kurz vorm Kollaps. Oft aber auch brandneu – wie die S-Bahn, die von den Chinesen in Rekordtempo auf Pfeilern über den Slums errichtet wird. Lagos ist apokalyptisch und aufstrebend zugleich, ein ständiges Werden und Vergehen. Mitendrin liegen gekenterte Tankschiffe, die wie harpunierte Wale aus Stahl aussehen und langsam zu Rost zerbröseln.

Der Verkehr auf den Straßen ist ein immerwährender „Go-slow“, wie sie hier Staus nennen, ein endloses Geramme, Gehepe und Geschiebe. Mohammadu Yahaya, genannt Mudi, fährt im blitzblanken schwarzen Audi TT vor. Er ist der 1970 geborene Sohn eines einflussreichen Ex-Ministers und arbeitet als Künstler, Filmemacher, Journalist, Fotograf. Nebenbei kämpft er mit einer Netzplattform und alternativen Medienprojekten gegen die Ungerechtigkeiten der herrschenden Klasse. Nicht immer zur Freude seines Vaters.

Mudi, der ein traditionelles Gewand mit schwarzer Hipsterbrille kombiniert, ist ein glühender Fan von Fuji. Das ist eine ziemlich komplexe Partymusik, entstanden aus Improvisationen, mit denen früher nigerianische Muslime einander in der Fastenzeit vor Sonnenaufgang geweckt haben. Über charakteristisch blubbernden Talking Drums eiert Gesang, der den muslimischen Norden des Landes widerspiegelt. Wenn die Muslime von

Mit über 180 Millionen Menschen ist Nigeria der bevölkerungsreichste Staat Afrikas und einer der gläubigsten: 50 Prozent sind Muslime, 40 Prozent Christen. Die Haupteinnahmequelle ist Erdöl, das im Nigerdelta gefördert wird. Durch marode Pipelines kam es dort immer wieder zu Umweltkatastrophen, die die Lebensgrundlage vieler Menschen zerstörten

Lagos, größtenteils Angehörige des Yoruba-Volks, eine Fuji-Party feiern wollen, sperren sie mit zwei großen Zelten eine ganze Straße ab. Im Menschenaufmarsch dazwischen wird kein Alkohol getrunken, stattdessen gibt es so ziemlich jede andere denkbare Droge. Dazu spielen Fuji-Bands endlos aneinandergereihte Stücke, die für Außenstehende schwer voneinander unterscheidbar sind. „Es kommt auf die Texte an“, erklärt Mudi grinsend.

Das war unterhaltsam, aber ermüdend. Wir sitzen trotzdem immer noch auf den halben Plastikstühlen herum. Chikes Beat läuft und wird noch die ganze Nacht weiterlaufen. Vier Takte vertrackte Billigsynthesizer-Drums, nackt, ohne jede Beglei-

tung. Er ist letztlich das reizvollste Stück aktueller Musik, das wir in diesen Tagen in der Stadt zu hören bekommen. Fela Kuti: tot, musealisiert. Naija-Pop: hat seine Momente, geht nur ohne Champagnerallergie. Fuji: mitreißend, aber was macht man, wenn man kein Yoruba spricht? Es bleibt Chikes Loop. Und die Hoffnung auf mehr. Es muss irgendwo schon da sein, in diesem Wahnsinn von einer Stadt. Oder demnächst kommen. Bald tanzen alle. Und einer neben mir legt mir seinen Arm um die Schultern und sagt mit zufriedem Armschwenk, der diese ganze gigantische, verworrene, unerfassbare Stadt um uns herum ebenfalls umarmt: „You see, this is Lagos.“ ←

Nach Lagos zieht es so viele Menschen, dass die Zählung der Einwohner kaum Schritt halten kann. Hauptstadt des Landes ist aber das deutlich kleinere Abuja (2,4 Millionen)



Wie ihr!

Jedes Jahr verbringen Tausende junge Deutsche ein soziales Jahr in Afrika. Die meisten meinen es gut, manche ein bisschen zu sehr. Wie meine Freundin Charly

Von Kofi Baako

→ Ich sah sie das erste Mal in einem einfachen Restaurant voller Plastikstühle und mit Bob-Marley-Fotos an den Wänden. Sie aß Fufu, Ghanas Nationalgericht. Ein Teigklumpen aus Maniok und Kochbanane, den man mit den Fingern in eine Suppe tunkt. Sie aber balancierte den Klumpen mit einem Löffel Richtung Mund. Plötzlich rutschte das Fufu über den Löffelrand und fiel zurück in die Suppe. Ein lautes Platschen. Die anderen Gäste mussten heftig lachen, als sie das weiße Mädchen mit den Flecken auf dem Shirt sahen. Selbst in ihren Rastalocken hing ein bisschen Suppe. Sie tat mir fast ein wenig leid. Jetzt war schon ungefähr eine halbe Minute vergangen, und die Ghanaer lachten immer noch. Ich ging zu ihr und sagte, dass sie jetzt endlich auch eine Schwarze wäre – wegen der ganzen Palmnussuppe im Gesicht. Das fand sie aber nicht so lustig.

Seitdem sind wir Freunde. Ich und Charlotte. Ich schreibe diesen Namen hier einfach so hin, aber ich kann ihn bis heute nicht aussprechen. Ich verliebte mich schnell in sie, und wir wurden ein Paar. Eine Win-win-Situation. Ich stieg durch eine weiße Freundin in der Gunst meiner Freunde, und sie erzählte ihren Freundinnen in Deutschland, dass sie sich voll in Afrika integriert und jetzt sogar einen schwarzen Freund habe.

Meiner Familie war Charly, wie wir sie bald nannten, auch sofort sympathisch. Auf dem Geburtstag meines Bruders tanzte sie zu den Takten von Azonto. Traditionelle Musik kombiniert mit elektronischen Beats. Okay, als sie zum Tanzen in die Hocke ging, tat sie das mit der Eleganz eines die Treppe hinunterfallenden Kühlschranks. Aber sie tanzte, und

das gefiel meiner Familie. Charly mochte es, so zu tun, als sei sie eine von uns. Und das mochte ich anfangs auch an ihr.

Über euch Schwarze existieren nur Klischees bei uns, sagte sie.

Das Wort Schwarze darf man eigentlich gar nicht verwenden, sagte sie.

Ich respektiere eure Kultur, sagte sie.

Sie wolle leben wie die Afrikaner, sie brauche diesen ganzen Schnickschnack nicht.

Als wir mal eine Nacht in einem Hotel verbrachten, bestand Charly darauf, im billigsten Zimmer zu schlafen. Der Mann an der Rezeption war irritiert. Er lotste uns schließlich in ein stickiges Kabuff ohne Ventilator, Moskitonetz und mit Ritze im Doppelbett. Am Ende habe ich heimlich ein paar Geldscheine draufgelegt, damit wir ein besseres Zimmer bekamen. Charly drohte mir, sie würde am Strand übernachten. Und so schliefen wir in dem Zimmer, das sie für uns ausgesucht hatte. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugehen.



An einem anderen Tag wollten wir einen Ausflug zu einem Wasserfall machen. Wir trafen uns an der zentralen Busstation in Accra, einem der geschäftigsten Orte in ganz Ghana. Ich sah sie natürlich trotzdem sofort. Denn wie hätte ich die neongrüne Hose mit blau-roten Dreiecken übersehen können. Keiner meiner ghanaischen Freunde hätte so einen scheußlichen Stoff freiwillig getragen. Einmal, als wir meine Eltern besuchten, bat ich sie, ihre bunte Bluse auszuziehen.

Zum Wasserfall nahmen wir schließlich einen normalen Bus statt einen der unwesentlich teureren mit Klimaanlage, weswegen ich völlig verschwitzt war, als wir ankamen. Aber es gab ja eine Erfrischung.

Später wollte Charly meine Sachen waschen – mit der Hand. Dabei hätte man die Kleidung für wenig Geld der Wäscherin, die auch die Bettlaken der Hotelgäste wusch, überlassen können. „Für so was habt ihr in Deutschland doch

Maschinen, das hast du noch nie selber gemacht“, sagte ich. Bis zum Abend redete sie kein Wort mehr mit mir.

Nachdem sie die letzte ihrer bunten Jogginghosen gewaschen hatte, kam sie ins Zimmer. Ich saß längst geduscht und mit frischen Kleidern auf dem Bett und checkte meine WhatsApp-Nachrichten. Ich erinnere mich noch genau, wie sie

dastand, als ich aufblickte. Mit ihren vom Waschen schrumpeligen Händen, den verfilzten Zöpfen und dem wilden Blick. So, bloß in Schwarz, müsst ihr euch in Deutschland die Afrikaner vorstellen, dachte ich.

Eine Woche später war sie dann auch schon weg. Ich brachte sie zum Flughafen. Dort verabschiedete sie sich von ihren weißen Freunden, die auch alle diese grellen, weiten Hosen hatten, und natürlich von mir. Dass sie jetzt zurück nach Deutschland müsse, würde gar nichts zwischen uns verändern, sagte sie.

Am Anfang haben wir viel gekippt, dann immer weniger. Zuerst verschwanden die bunten Kleider, dann die Rastalocken und zuletzt ihr Lächeln auf dem Bildschirm. Seit einem halben Jahr habe ich nichts mehr von ihr gehört. Aber vielleicht kommt sie ja eines Tages wieder, meine weiße Freundin. ←

Sie bestand darauf, das schlechteste Zimmer des Hotels zu nehmen. Ich machte kein Auge zu

Frauen Wunder



Ruanda

Modern Times: Neulich hat Ruanda die Einfuhr von Second-Hand-Klamotten aus Europa und den USA verboten. Man erkennt es im Strafenbild von Kigali

Rechte Seite oben: Epiphanie Mukashyaka ist Kaffeunternehmerin, die die Bohnen, die sie von ca. 7.000 Bauern bezieht, in die ganze Welt exportiert



Inter Nr. 59, Thema: Afrika



Beim Völkermord der Hutu an den Tutsi wurden 1994 fast eine Million Menschen umgebracht. Vor allem die ruandischen Frauen haben es geschafft, dass das Land heutzutage in vielerlei Hinsicht als vorbildlich gilt. Grund genug, sie zu besuchen

Von Barbara Achermann
Fotos: Espen Eichhöfer

→ Dies ist eine Erfolgsgeschichte. Sie handelt von Ruandas Frauen, von ihrer rasanten Entwicklung, ihrer Befreiung. Doch so verheißungsvoll die Geschichte heute klingt, so grauenvoll ist ihr Anfang. Sie beginnt vor 22 Jahren mit einem Völkermord. Angehörige der Hutu-Mehrheit brachten mehrere Hunderttausend Tutsi und moderate Hutu um. Epiphany Mukashyaka, 57 Jahre alt, erinnert sich vor allem an den Geruch der Leichen. Man könne vieles vergessen, aber nicht diesen süßlichen Gestank, der über jeder Straße, jedem Feldweg lag, den man selbst mit der besten Seife nicht aus den Kleidern waschen konnte und der einen noch Jahre später wieder einhole – wegen einer verwesenden Maus unter dem Sofa oder einem toten Vogel im Innenhof.

Das Morden dauerte 100 Tage. Nachbarn töteten Nachbarn, Lehrer ihre Schüler, Nonnen verbrannten Gläubige, Kinder erschlugen Kinder. Die Flüsse führten mehr Leichen als Schwemmholz. Fast eine Million Menschen wurden umgebracht. Epiphany Mukashyaka verlor ihren Mann, ein Kind, ihren Dorfladen und fast ihren ganzen Besitz. „Ich wusste nicht, wie ich weiterleben sollte. Tagelang lag ich auf dem Boden, weinte und weinte.“ Heute ist sie eine gestandene Unternehmerin, bezieht von fast 7.000 Kleinbauern Kaffee, wäscht und bearbeitet die Bohnen und exportiert sie ins Ausland. Bufcoffee heißt die Firma, deren alleinige Chefin sie ist.

Sie klettert einen rutschigen Pfad hinauf und bleibt auf einem Feld stehen. Von hier oben hat man einen Postkartenausblick auf das „Land der tausend Hügel“, wie Ruanda von Reiseveranstaltern genannt wird. „Gorillas im Nebel“ ist noch so ein Slogan, denn die Touristen kommen hauptsächlich wegen der Menschenaffen. Ruanda ist winzig und liegt wie ein Bauchnabel inmitten des afrikanischen Kontinents, nur gut halb so groß wie die Schweiz, aber mit einem Drittel mehr Einwohnern. Die Kaffeeunternehmerin poliert die beschlagenen Gläser ihrer Schmetterlingsbrille. Sie bewundert nicht die Aussicht, sondern die Qualität der Kaffeepflanzen, untersucht die Früchte und lobt dann den Bauern, der ihr keuchend folgt: „Es hat sich ausgezahlt, dass du den Boden mit Kompost und Zweigen bedeckt hast.“ Während sie spricht, reißt sie Unkraut aus. Es ist ihre Art, den Mann auch auf Versäumnisse hinzuweisen. Die meisten Frauen in Ruanda kritisieren nicht direkt, sondern diskret, selbst wenn sie in der stärkeren Position sind.

Man wagt es kaum auszusprechen, aber der Genozid löste auch eine positive Entwicklung aus: die Emanzipation der Frauen. „Wir lernten, selbstständig zu handeln“, sagt die Kaffeeunternehmerin. Sie war dazu erzogen worden, zu dienen, durfte nur sechs Jahre in die Schule gehen, heiratete mit 17, gebar acht Kinder und hatte keinerlei Rechte. „Als mein Mann noch lebte, durfte ich das Haus nicht ohne seine Erlaubnis

Land

verlassen. Wenn wir eine Straße überqueren, hielt ich mich an seiner Hose fest.“ Mit seinem Tod 1994 änderte sich alles, sie war jetzt Witwe. Weil Frauen damals weder erben noch Land besitzen durften, war sie auf einen Schlag vollkommen verarmt. „Ich dachte, wir würden alle verhungern.“ Doch dann tat sie sich mit anderen Witwen zusammen und baute sich Schritt für Schritt ihr eigenes Unternehmen auf.

Die sogenannten Trümmerfrauen wurden im Nachkriegsdeutschland zum Symbol für die Gleichberechtigung von Mann und Frau gemacht. Auch in Ruanda bestellten die Frauen nach Kriegsende die Felder, reparierten Häuser, teilten die rund 100.000 Waisenkinder unter sich auf und machten politische Karriere. Viele Männer waren tot, eingesperrt oder außer Landes geflohen. Schätzungen gehen davon aus, dass unmittelbar nach dem Konflikt 70 Prozent der Bevölkerung weiblich waren. Deshalb war Emanzipation für viele Frauen geradezu überlebenswichtig. 2003, neun Jahre nach dem Völkermord, gab sich das Land eine neue Verfassung. Von nun an waren Frauen vor dem Gesetz vollkommen gleichberechtigt, was zu einem außergewöhnlichen Wirtschaftswachstum beigetragen hat, von dem bis heute eine breite Bevölkerungsschicht profitiert. Zahlen der Weltbank belegen, dass Ruanda weltweit zu denjenigen Ländern gehört, die sich in den vergangenen 15 Jahren am schnellsten entwickelt haben.

„Die Frauen sind der Motor von Ruandas Wirtschaft“, sagt Alice Nkulikiyinka in perfektem Deutsch, während sie auf Zahnstocherabsätzen durch die Hauptstadt Kigali eilt. Die 49-jährige Ökonomin hat in der Schweizer IT-Branche Karriere gemacht, bevor sie zurück in ihre Heimat zog. Heute arbeitet sie in Kigali für die Schweizer Stiftung BPN, die Unternehmerinnen und Unternehmer mit Schulungen und Krediten unterstützt. In Ruanda könne man in nur einem Tag seine eigene Firma registrieren lassen. Das sei kinderleicht und gratis und nicht zu vergleichen mit dem bürokratischen Aufwand, den man in der Schweiz betreiben müsse.

Sie hatte ein Treffen in der Fußgängerzone vorgeschlagen. Kigali ist eine der wenigen afrikanischen Metropolen mit einem verkehrsberuhigten Zentrum. Hier gibt es Straßenlaternen (die funktionieren), Lichtsignale (an die sich alle Verkehrsteilnehmer halten) und eine Helmpflicht für Motorradfahrer. Was es nicht gibt: Plastiktüten. Die wurden vor ein paar Jahren von der Chefin der Umweltbehörde verboten.

Alice Nkulikiyinka erklärt, dass sich die Menschen in Ruanda gemeinsam um den öffentlichen Raum kümmern. „Am letzten Samstag im Monat wischt man zusammen mit den Nachbarn den Bürgersteig, pflanzt ein Blumenbeet oder saniert eine Straße.“ Nach der Arbeit bespricht man die Probleme im Quartier. „Bei diesen Treffen fällt mir auf, wie sensibel die Leute auf die Unterdrückung von Frauen reagieren. Wenn einer seine Tochter nicht in die Schule schickt oder seine Frau schlägt, wird er öffentlich zur Rede gestellt.“



Wenige hundert Meter von der Fußgängerzone entfernt steht der Kigali City Tower. Im Schatten des verspiegelten Hochhauses liegt das Bourbon Coffee, eine Art ruandischer Starbucks, wo die Mittelschicht Cappuccino trinkt und Schwarzwälder Kirschtorte isst. Dort treffen wir Teta Diana, 23 Jahre alt, eine der erfolgreichsten Musikerinnen des Landes und schlagfertig wie eine Woody-Allen-Figur. Wie geht es den jungen Frauen in Ruanda? „Exzellent! So gut, dass die Jungs nachts nicht mehr schlafen. Sie haben Angst, dass sie auf der Strecke bleiben.“ Ihr Smartphone klingelt, eine Anfrage für eine Hochzeit. „Das macht 600 Dollar für mich und die Band“, sagt sie selbstbewusst. Teta Diana gehört zur Post-Genozid-Generation, sie möchte die Vergangenheit zwar nicht vergessen, aber sich davon auch nicht lähmen lassen. „Es gibt hier Tonnen von Möglichkeiten. Wenn du was im Kopf hast, wirst du Erfolg haben.“

Eine Aussage, die auch von Clarisse Iribagiza stammen könnte. Sie ist erst 27 Jahre alt, aber bereits eine von Ruandas Vorzeigefrauen: CEO einer aufstrebenden Softwarefirma namens HeHe Labs mit acht Festangestellten. In einer Neubauvilla am Stadtrand präsentiert sie ihren Businessplan. „Uns interessiert es nicht, den Westen zu kopieren. Wir entwickeln Apps für Afrika.“ Wie kriege ich möglichst schnell ein Motorradtaxi und wo eine volle Kochgaskartusche? Das sind Alltagsfragen in Ruanda, für die das junge Start-up Antworten entwickelt hat. Und weil man ihre Apps im Google- und iTunes-Store nur schwer finden konnte, haben sie Nuntu entwickelt, einen App-Store für Afrika, den bereits über eine Million Leute nutzen.

2.500 Kilometer Glasfaserkabel wurden in Ruanda verlegt. Zwar wollten die internationalen Geldgeber lieber die Ärmsten unterstützen, aber die Regierung beharrte auf ihrem Anliegen – und Clarisse Iribagiza hat profitiert. Ohne das schnelle Netz gäbe es ihre Firma nicht, und auch zahlreiche andere Unternehmen wären nie entstanden. Die Technologiebranche wächst rasant, bereits rund zwei Drittel der Ruander haben ein Handy.

Der Frauenanteil im ruandischen Parlament ist weltweit am höchsten und beträgt 64 Prozent, auch das Amt des Parlamentspräsidenten hat eine Frau inne. Die Parlamentarierinnen haben einiges

„Wir hatten keine Wahl: Entweder du verzeihst, oder du wirst wahnsinnig.“



bewirken können, doch man darf ihren Einfluss nicht überschätzen. Die Leitplanken setzt ein Mann, Präsident Paul Kagame, bei ihm konzentriert sich die Macht. Der sehnige Machthaber mit dem schmalen Gesicht duldet kaum Kritik. Eben erst wurde Kagame von den USA und der EU gerügt, weil er die Verfassung ändern ließ, damit er für eine dritte Amtszeit antreten kann. Amnesty International und Human Rights Watch berichten, die Menschen in Ruanda seien in ihrer Meinungsfreiheit stark eingeschränkt, politische Gegner würden verfolgt und nicht selten ohne angemessene Gerichtsverfahren inhaftiert. Beide Organisationen dokumentieren ungelöste Mordfälle von politischen Gegnern und regierungskritischen Journalisten.

Im Volk ist der Rückhalt für Kagame dennoch groß: Ohne seine klare Linie und seine feste Hand, so sagen viele, hätte sich das Land niemals so rasch entwickelt.

Es ist ein Handel, den viele bewusst eingehen: wirtschaftliche Entwicklung gegen politische Freiheit. Eine Ruanderin erzählt uns aber, sie habe auch schon erwogen, das Land zu verlassen – und sich dann doch entschieden, zu bleiben. „Noch überwiegt für mich das Positive“, so ihr Fazit. Ruandas Korruptionsindex ist niedriger als in zahlreichen europäischen Ländern, so gut wie alle Einwohner haben eine Krankenversicherung, die meisten Arbeitnehmer eine Pensionskasse, es gibt einen staatlich geregelten Mutterschaftsurlaub, und der Schulbesuch ist obligatorisch. In Ruanda gehen die Menschen heute doppelt so lange in die Schule wie noch vor zwei Jahrzehnten und leben beinahe doppelt so lange. Im „Global Gender Gap Report 2015“, der den Unterschied zwischen den Geschlechtern misst, liegt Ruanda auf Platz 6 und schneidet besser ab als Deutschland, das auf Platz 11 steht. Doch vor allem auf dem Land gibt es auch in Ruanda noch alte Rollenbilder.

Der wirtschaftliche Boom in Ruanda ist der sichtbare Fortschritt der vergangenen zwei Jahrzehnte. Die unsichtbare, aber mindestens ebenso wichtige Entwicklung ist die Versöhnung zwischen Hutu und Tutsi. Sowohl in Ruanda selbst als auch unter internationalen Wissenschaftlern ist man der Meinung, dass die Frauen das Land befriedeten. Eine UNO-Studie stellt fest: „Sie konnten besser vergeben.“ Kaffee-Exporteurin Epiphany Mukashyaka formuliert es eine Nuance anders: „Wir mussten verzeihen.“ Nachdem sie die Kaffeepflanzen des Bauern untersucht hat, klettert sie den Hang wieder hinunter, ihre Assistentin stützt sie an den steilen Stellen, Hand in Hand, eine Tutsi und eine Hutu. Unten angekommen, blickt die Unternehmerin ihre Mitarbeiterin an und sagt: „Wir hatten keine Wahl. Entweder du entscheidest dich, zu vergeben, oder du wirst wahnsinnig. Heute haben wir tatsächlich verziehen.“ ←

Die Jungs kämen nicht mehr in den Schlaf, weil sie Angst hätten, auf der Strecke zu bleiben, sagt Teta Diana, 23, eine erfolgreiche Musikerin (links oben)

Das ruandische Parlament hat einen Frauenanteil von 64 Prozent. Im Bundestag sind es 36 Prozent (diese Seite)

Der Besen im System

In vielen afrikanischen Ländern regieren Autokraten, die sich gern eine Amtszeit nach der anderen gönnen. Das Beispiel Burkina Faso zeigt, dass es auch anders geht. Seine starke Zivilgesellschaft kann ein Vorbild für andere Länder sein

Von Fabian Scheuermann

Burkina Faso



„Land der aufrichtigen Menschen“ heißt Burkina Faso übersetzt.

Die Demonstrationen gegen den früheren Präsidenten Blaise Compaoré, der nach 27 Jahren eine weitere Amtszeit plante, machten diesem Namen alle Ehre

→ Sie wirken wie eine Mahnung, die verkohlten Autowracks, die vor dem ebenfalls ausgebrannten Parlamentsgebäude im Herzen der Millionenstadt Ouagadougou im Staub stehen. Wie eine Mahnung an die Politiker, sich nie wieder gegen den Willen des Volkes zu stellen. Anderthalb Jahre ist es her, dass die Menschen in Burkina Faso zu Tausenden auf die Straße gingen, um den Präsidenten Blaise Compaoré zu verjagen – erst aus dem Amt und dann aus dem Land. Er hatte sich nach 27 Jahren an der Macht eine weitere Amtszeit erlauben wollen. Der hartnäckige Protest machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Es wurde eine Übergangsregierung eingesetzt, ein Putsch von Compaoré-Getreuen scheiterte. Im November 2015 wählten die Menschen das erste Mal seit 55 Jahren weitgehend fair und frei ein neues Staatsoberhaupt.

Burkina Fasos kleine Revolution hat große Wellen geschlagen. Das Land mit seinen 18 Millionen Einwohnern spielt auf der politischen Bühne Afrikas zwar keine große Rolle, aber der demokratische Wandel kommt zu einer Zeit, in der in Afrika wieder viele Staatsmänner versuchen, ihre Macht über die erlaubte Amtszeit hinaus auszudehnen – und damit durchkommen. In Burundi etwa werden Proteste blutig niedergeschlagen. In Burkina Faso hielt sich die Armee zurück. Zwar kamen auch dort

einige Dutzend Menschen um – doch ist das ein im Vergleich zu anderen Ländern geringer Blutzoll.

Der Rapper Serge Bambara, der sich „Smockey“ nennt, würde aus dem alten Parlamentsgebäude in Ouagadougou jetzt gern eine Gedenkstätte machen. „Die Politiker sollen immer in Kontakt bleiben mit diesem schmerzhaften Kapitel unserer Geschichte“, wünscht sich der 44-jährige Mitbegründer der Bürgerbewegung „Le Balai Citoyen“, die den Protest gegen die politische Elite anführte. Der Name heißt so viel wie „Bürgerbesen“ und steht sinnbildlich dafür, die Korruption wegfegen zu wollen. Smockey ließ sich davon selbst dann nicht abbringen, als sein Aufnahmestudio von einer Panzerfaust zerstört wurde.

Die Vehemenz des zivilgesellschaftlichen Engagements in Burkina Faso ist umso bemerkenswerter, da der Binnenstaat sogar im afrikanischen Vergleich als unterentwickelt gilt: Etwa jeder dritte Bewohner kann weder lesen noch schreiben, und jedes dritte Kind beendet nicht einmal die Grundschule. Vor allem Frauen haben wenig Zugang zu Bildung, und ein Fünftel der Bevölkerung gilt als unterernährt. Doch trotz der Nöte prägt eine „große ethnische und religiöse Toleranz“ das Land, wie es beim Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung heißt. Das schlägt sich sogar im Namen nieder: Burkina Faso heißt so viel wie „Land der Aufrichtigen“. Der Sozialist Thomas Sankara hatte die ehemalige französische Kolonie so getauft, nachdem er sich an die Macht geputzt hatte. 1987 wurde er umgebracht – heute wird er von vielen Menschen in Burkina Faso als „Che Guevara Afrikas“ verehrt. „Wehe denen, die das Volk knebeln wollen!“, hat Sankara einmal gesagt – eine fast prophetische Einschätzung.

Zwar kann heute sogar das Staatsfernsehen kritisch über die Regierung berichten – doch wäre es verfrüht, Burkina Faso als Musterbeispiel für die Demokratisierung in Afrika auszumachen. Korruption und Willkür sind weiterhin verbreitet. Deshalb machen die Bürgerbesen weiter, etwa mit Aktionen zur politischen Bildung. „We must remain vigilant“, mahnt der Rapper Art Melody mit Blick auf die bekannten Gesichter in der neuen Regierung unter Roch Kaboré: „Wir müssen wachsam bleiben.“ ←



Kapitel 3

Die Macht der Geografie ist in



Endlose Wüsten, dichte Dschungel und immens viele Rohstoffe: Afrika ist geologisch gesehen ein Kontinent der Extreme. Klar, dass diese Gegebenheiten die Politik und das Leben der Menschen mitbestimmen. Weil sich die Sahara, auch durch den von den Industrienationen verursachten Klimawandel, immer weiter ausdehnt, können sich viele Menschen nicht selbst versorgen. In anderen Ländern sorgen schwer schiffbare Flüsse dafür, dass es nicht leicht ist, Handel zu treiben. Und einige Binnenstaaten sind beim Transport vieler Waren auf den Flugverkehr angewiesen.

Afrika besonders stark

Schlechte Mine: Die Arbeit in den Gruben, wo Gold, Diamanten oder Coltan gefördert werden, ist oft lebensgefährlich. Um den Profit zu maximieren, müssen die Menschen extrem hart und lange arbeiten, Sicherheitsmaßnahmen werden oft missachtet

Erz der Finsternis

Warum auch in deinem Handy ein Stück Krieg steckt



→ „Afrikanischer Weltkrieg“ – das klingt erst mal widersprüchlich, allerdings trifft es die Katastrophe, die sich von 1998 bis 2003 in der Demokratischen Republik Kongo ereignete, ganz gut. So waren neben vielen Nachbarstaaten auch nichtafrikanische Länder beteiligt, und die Zahl der Opfer war mit geschätzten drei Millionen so hoch wie in kaum einem anderen Konflikt nach dem Zweiten Weltkrieg.

Bereits 1994 waren Hunderttausende nach dem Völkermord der Hutu an den Tutsi aus Ruanda geflüchtet (siehe auch S. 20), darunter auch viele Täter des Genozids, woraufhin die Auseinandersetzungen im Osten des Kongo weiter gingen. Dort verfolgten u.a. von der neuen Tutsi-Regierung in Ruanda unterstützte Gruppen Angehörige der Hutu. Der kongolesische Rebellenführer Laurent-Désiré Kabila stürzte schließlich 1997 mit ruandischer Hilfe den ungeliebten Diktator Mobutu. Nach seiner Machtergreifung wandte sich Kabila von Ruanda ab und fand mit Simbabwe, Angola und Namibia neue „Verbündete“ im Kampf gegen oppositionelle Verbände, die wiederum von Uganda und Ruanda unterstützt wurden.

Wie in vielen Kriegen in Afrika sorgten die Rohstoffe des Landes mit dafür, dass der Konflikt eskalierte – weil die Kriegsparteien ihre Waffen mit den Erlösen aus dem Handel finanzierten. So kämpften die Rebellenarmeen im Ostkongo nicht nur um politische Macht, sondern auch um den Zugang zu den Diamanten- und Goldminen. Besondere Bedeutung hatte auch das Mischmetall Coltan, aus dem Tantal gewonnen wird – unter anderem für Kondensatoren in Handys, Spielkonsolen und Laptops. Weil wertvolle Rohstoffe in Afrika oft nicht zum Reichtum eines Landes beitragen, sondern, im Gegenteil, zu Kriegen, Korruption und einer einseitigen Ausrichtung der Wirtschaft führen, spricht man auch vom Rohstofffluch und im Fall von Coltan von einem Konfliktmineral.

In der Geschichte der Demokratischen Republik Kongo spielten Rohstoffe schon früh eine verhängnisvolle Rolle. Ab 1885 war das Land quasi eine Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II., der von dort erst Elfenbein, später vor allem Kautschuk exportierte. Die Gräueltaten in dieser Zeit – selbst Kindern wurden Hände abgehackt, wenn sie nicht genügend Kautschuk aus dem Urwald holten – inspirierten den Schriftsteller Joseph Conrad zu seinem Roman „Herz der Finsternis“.

1960 wurde der Kongo unabhängig, doch die Geschichte wiederholte sich: Von 1965 bis 1997 regierte der Diktator Mobutu, der das Land in Zaire umbenannte und sich selbst in Sese Koku Ngbendu wa za Banga, übersetzt in etwa: „der pfeffrige, siegreiche Krieger, der Hahn, der keine Henne in Ruhe lässt“. Trotz aller Menschenrechtsverletzungen unterstützten die USA und andere westliche Nationen Mobutu, damit er die Rohstoffe seines Landes nicht an die Sowjetunion lieferte. Der Kalte Krieg fand also auch in Afrika statt.

Mobutus Nachfolger Laurent Kabila wurde 2001 in der Hauptstadt Kinshasa erschossen, sein Sohn Joseph ohne demokratische Legitimation zum neuen Präsidenten ernannt – ein Amt, das er auch nach dem Friedensschluss 2003 weiter bekleidete. Wobei Frieden im Kongo ein relativer Begriff ist. In der im Osten des Landes gelegenen Provinz Nord-Kivu fand von 2006 bis 2009 ein weiterer Krieg statt, im Grunde schwelt der Konflikt bis heute. Und es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Coltan in unseren Handys weiterhin dazu beiträgt, ihn am Leben zu erhalten. ←

Bei der bpb gibt es ein sehr lesenswertes Buch, nach dessen Lektüre man nicht nur das Entstehen von Konflikten im Kongo sehr gut versteht. „Kongo“ von David Van Reybrouck (4,50 Euro). Bestellen kann man es unter www.bpb.de/shop



Als die Coltan-Preise 2000/2001 anstiegen, kam es zu einer Art Coltankrieg, bei dem Militäroffensiven geografisch nahezu immer mit den jüngsten Coltanfunden übereinstimmten. In den vergangenen Jahren traten Firmen auf den Markt, die in ihren Handys weitestgehend auf Coltan aus Konfliktregionen verzichten

Magic River



Ägypten, Äthiopien, Sudan u.a.

Fast 7.000 Kilometer lang ist der Nil, elf Staaten teilen sich sein Wasser, Millionen Menschen wohnen an seinen Ufern. Bislang profitiert vor allem Ägypten von dieser Lebensader, doch nun drängen andere Länder darauf, die Wohltaten des Flusses besser zu verteilen

Von Marius Münstermann

→ Regen ist in Ägypten äußerst selten, und dennoch gibt es große Flächen, auf denen Mais, Baumwolle oder Zuckerrohr angebaut werden. Ohne das Wasser aus dem Nil wäre das unmöglich. Im Nildelta konzentrieren sich die Wirtschaft und die Menschen, fast seinen kompletten Wasserbedarf deckt Ägypten aus dem längsten Fluss der Erde, dessen Quellen Tausende Kilometer flussaufwärts liegen.

In der sudanesischen Hauptstadt Khartoum fließen der Weiße und der Blaue Nil zusammen, wobei der in Äthiopien entspringende Blaue Nil 85 Prozent des Wassers mit sich führt, das von dort Richtung Ägypten fließt. Die Regierung in Kairo beansprucht nach wie vor über drei Viertel des gesamten Nilwassers, den Rest teilen sich zehn weitere Staaten: Ruanda, Burundi, die Demokratische Republik Kongo, Tansania, Kenia, Uganda, Südsudan, Sudan, Äthiopien und Eritrea.

Bei der Nutzung des Nils beruft sich Ägypten, aber auch der Sudan, auf Verträge, die 1929 mit der britischen (Ex-)Kolonialmacht abgeschlossen wurden. Seitdem steht Ägypten der Großteil des Nilwassers zu. Außerdem hat die Regierung theoretisch ein Vetorecht gegen Bauvorhaben am Oberlauf des Flusses. Nach dem Militärputsch vom Sommer 2013 hat Ägypten die historischen Wassernutzungsrechte sogar in seine neue Verfassung aufgenommen. Bei einer Bedrohung der Wasserversorgung durch andere Staaten ist die Armee autorisiert, sofort zu intervenieren, ohne die Zustimmung des Parlaments einholen zu müssen.

Doch die Machtverhältnisse am Nil verschieben sich. Die Aufstände in der arabischen Welt haben Ägyptens Vormachtstellung in der Region ins Wanken gebracht. Die Abspaltung des Südsudan vom Sudan brachte einen weiteren Nilanrainer auf die Landkarte. Gleichzeitig stieg Äthiopien zur neuen Ordnungsmacht auf. Das Land weist seit Jahren hohe Wirtschaftswachstumsraten auf und erhält als strategischer Partner des Westens Milliarden an Entwick-

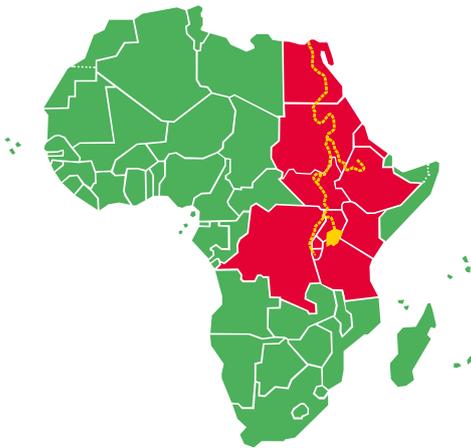


Inter Nr. 59, Thema: Afrika



lungs-, Nahrungsmittel- und Militärhilfe. Die US-Armee schickt von Äthiopien aus Drohnen nach Somalia.

Mit rund 100 Millionen Menschen ist Äthiopien nach Nigeria das zweitbevölkerungsreichste Land Afrikas, bis 2050 könnte sich die Zahl sogar annähernd verdoppeln. Alles Menschen, die Nahrung und Energie benötigen, und dafür soll auch der Nil sorgen. „Äthiopiens neue Stärke ist gleichbedeutend mit dem Ende der ägyptischen Vormachtstellung in der Nilwasserfrage“, sagt Tobias von Lossow, der am Deutschen Institut für Internationale Politik und Sicherheit zum Nil-Konflikt arbeitet.



Der Nil speist sich durch den Weißen und den Blauen Nil, die in der sudanesischen Hauptstadt Khartum zusammenfließen. Der Blaue Nil liefert dabei den Großteil des Wassers. Er entspringt im Hochland von Äthiopien

Die äthiopische Regierung will die Landwirtschaft ausweiten und benötigt dafür das Wasser des Nils. Das lässt in Ägypten besorgte Fragen aufkommen: Was, wenn die Länder am Oberlauf dem Nil mehr Wasser entnehmen als bisher? Oder in Äthiopien Staudämme entstehen, die Ägypten buchstäblich den Hahn abdrehen könnten?

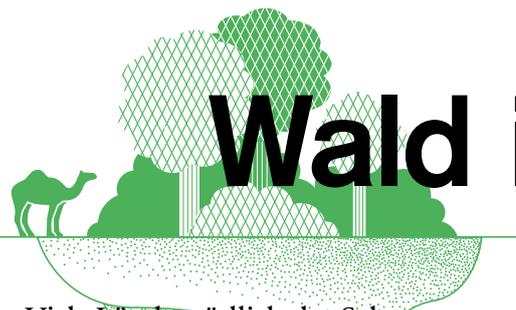
Dieses Szenario nimmt derzeit Gestalt an. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung kann Äthiopien Projekte umsetzen, für die lange kein Geld vorhanden war – zum Beispiel den Bau von zwei Riesen-Staudämmen: dem Gilgel-Gibe-III-Damm und dem Grand-Ethiopian-Renaissance-Damm – dem größten Wasserkraftprojekt Afrikas. Allein die Staumauer soll 150 Meter hoch werden, die Turbinen könnten vom nächsten Jahr an 6.000 Megawatt Strom liefern, so viel wie fünf Atomkraftwerke. Dabei wäre diese Strommenge viel größer als der äthiopische Bedarf, ein Teil könnte also zum Beispiel in den Sudan, nach Tansania oder Ägypten exportiert werden. Eine bessere Stromversorgung könnte außerdem bedeuten, dass weniger Bäume für Feuerholz gefällt würden. Das wiederum würde die Erosion der Böden verlangsamen und die Ernten verbessern. Aber das alles würde auch am Selbstbewusstsein der Ägypter kratzen, die sich weder von Nahrungsmittel- noch von Energieimporten abhängig machen wollen.

Vor einem Jahr trafen sich die Staatsoberhäupter Ägyptens, Sudans und Äthiopiens und verabschiedeten eine Grundsatzerklärung über die friedliche Nutzung des Nils. Ein Fortschritt, nachdem jahrelang kriegerische Töne aus Kairo kamen. Mal fragten Abgeordnete im Parlament, warum man die Dämme Äthiopiens nicht bombardiere, dann wieder wurde der Geheimdienst beauftragt, mögliche Sprengungen zu prüfen. Momentan sieht es so aus, als kämen alle Seiten zu der Einsicht, dass eine Zusammenarbeit in Fragen des Nils allen nützen könnte, zumal im riesigen Auffangsee des ägyptischen Assuan-Staudamms jedes Jahr unglaublich große Mengen an Wasser verdunsten, weil er mitten in einer Wüste liegt. Würde der Nil bereits im äthiopischen Hochland gestaut, ließen sich die Anbauflächen in Äthiopien erheblich vergrößern. Auch bei der Stromproduktion könnten die Flussanrainer zusammenarbeiten. Während das Gefälle des Nils in Ägypten eher gering ist, gibt es im äthiopischen Hochland ein großes Potenzial, Wasserkraft zu nutzen.

Das Nilwasser werde einfach nicht effizient eingesetzt, sagt Nilexperte Tobias von Lossow. Ägypten nutze das Wasser bislang vielerorts zum Anbau von Baumwolle, was zwar viel Gewinn bringt, aber äußerst wasserintensiv ist und die Produktion von Nahrungsmitteln verdrängt. Vernünftig wäre es zudem, so von Lossow, wenn Staaten wie Äthiopien, die aufgrund der natürlichen Gegebenheiten für die Nahrungsmittelproduktion geeigneter sind, mehr Getreide exportierten.

Tatsächlich investieren ägyptische Unternehmen bereits in äthiopisches Ackerland. Die Ernte wird zum Teil exportiert und ernährt so auch Ägyptens wachsende Bevölkerung. Das Ziel: ein Nil, der die Länder verbindet, statt sie zu entzweien. ←





Wald in der Wüste

Viele Länder südlich der Sahara leiden unter der Trockenheit. Ein Australier hat eine simple Methode gefunden, mit der er ganze Regionen in Afrika aufforstet

→ Wo einst Bäume gefällt worden sind, bleiben Wurzeln im Boden zurück – und die können neue Sprosse bilden. Das mag selbstverständlich klingen, doch was der Agrarökonom Tony Rinaudo in den 1980ern erkannte, kann man als folgenreiche Entdeckung bezeichnen. Denn wer diese Triebe geschickt beschneidet und vor dem Verbiss durch Tiere schützt, kann aus scheinbar toten Baumstümpfen mit wenig Aufwand einen neuen Wald schaffen. Selbst in Afrikas trockener Sahelzone.

Die Wiederaufforstung wird immer wichtiger: Auf der ganzen Welt sind die Wüsten auf dem Vormarsch. Laut den Vereinten Nationen gehen jährlich 120.000 Quadratkilometer Land verloren – eine Fläche, die fast so groß ist wie Österreich und die Schweiz zusammen. Die Verödung fruchtbarer Böden gefährdet den Lebensunterhalt von einer Milliarde Menschen. Direkt betroffen sind mehr als 250 Millionen, viele werden aus den Dürregebieten flüchten müssen.

Doch Rinaudos Bilanz macht Hoffnung: Seine Methode, als „Farmer Managed Natural Regeneration“ bekannt, wird mittlerweile in mehr als 15 Ländern des Kontinents getestet – darunter Niger, Tschad, Burkina Faso, Äthiopien und Mali. In Niger wurden auf diese Weise 200 Millionen Bäume hochgepöppelt und mehr als 50.000 Quadratkilometer Land wieder urbar gemacht. Denn Bäume wirken der Erosion entgegen, halten die Feuchtigkeit im

Boden und spenden Schatten – das hilft beim Ackerbau, ist also gut für die Ernährungssicherheit, die auch durch die Folgen des Klimawandels in vielen afrikanischen Ländern gefährdet ist.

„Re-Greening Africa“ heißt auch das Motto von Wissenschaftler Chris Reij, der auf eine Graswurzelbewegung setzt, um möglichst viele Bauern zum Mitmachen zu bewegen. „Wenn ich den Menschen sage, diese Methode ist gut, wären sie skeptisch“, sagt er. „Aber wenn sie es von anderen Bauern hören, die unter ähnlichen Bedingungen arbeiten und gute Ergebnisse vorweisen können, dann kommt die Botschaft an.“

Seit Jahren wird die Errichtung einer „grünen Mauer“ in der Sahelzone diskutiert. Der 15 Kilometer breite und 7.000 Kilometer lange Grüngürtel soll die weitere Ausbreitung der Sahara nach Süden aufhalten und durch elf afrikanische Länder führen. ←

Niger, Sierra Leone

Kein Stich



Letztes Jahr starben mehr als 400.000 Menschen an Malaria, 90 Prozent davon in Afrika. Medikamente sind oft teuer, manche hoffen auf die Wirkung einer Seife

→ Die gute Nachricht: Nach zwei Jahren der Epidemie wurde Sierra Leone im März 2016 für ebolafrei erklärt. Die schlechte: Ein hohes Malariarisiko besteht noch immer, ganzjährig, im gesamten Land. Letzteres ist nichts Neues. In dem Land an der westafrikanischen Atlantikküste hat man sich gewissermaßen mit der Tropenkrankheit eingerichtet. Malaria ist eine der Haupttodesursachen in vielen afrikanischen Ländern. Eine bestimmte Mosquitoart überträgt den parasitären Erreger, der die Leber befallt und die roten Blutkörperchen zerstört. Fieber, Kopfschmerzen und Erbrechen sind die Folge – ohne Behandlung kann die Krankheit lebensbedrohlich werden. Allerdings registrierte die Weltgesundheitsorganisation im Jahr 2015 weniger als 500.000 Todesfälle weltweit und damit einen Rückgang um 60 Prozent seit der Jahrtausendwende, was vor allem zurückzuführen ist auf den Einsatz imprägnierter Moskitonetze und Malaria-Schnelltests, die in Apotheken eine eventuelle Infektion bestäti-

gen können. Dennoch gab es in Sierra Leone auch im Jahr 2013 geschätzte 1,7 bis 3,4 Millionen Malariafälle bei rund sieben Millionen Einwohnern, von denen rund 3.000 tödlich verliefen. Malaria kann in der Regel mit entsprechenden Medikamenten behandelt werden, nur sind diese sehr teuer, sodass in vielen afrikanischen Ländern eine Versorgung nicht gegeben ist. Auf einen Impfstoff können die Menschen aktuell nicht hoffen. Zwar hat die Europäische Arzneimittel-Agentur im vergangenen Jahr ein vielversprechendes Medikament freigegeben, es soll aber vorerst nicht eingesetzt werden. Damit es wirkt, müssen Kinder viermal geimpft werden. Das sei, so die Begründung, in den meisten von Malaria betroffenen Ländern leider kaum zu organisieren. Derweil kamen zwei Studenten aus Burkina Faso und Burundi auf die Idee, mit Kräutern eine Seife herzustellen, die die Moskitos vertreiben soll. Und tatsächlich gilt die Faso Soap mittlerweile als nützliche Vorbeugung. ←

Inter Nr. 59, Thema: Afrika

Kapitel 4

Die Kolonialzeit



Menschen wurden unterdrückt, Rohstoffe und Kunstgegenstände geplündert und willkürlich Grenzen gezogen: 1884 trafen sich europäische Staatsmänner in Berlin zur sogenannten Kongo-Konferenz und teilten den Kontinent quasi untereinander auf. Zuvor hatten bereits europäische Sklavenhändler Millionen Afrikaner deportiert. Schon im 9. Jahrhundert wurden Menschen von arabischen Sklavenhändlern gejagt und etwa nach China verkauft. Die meisten der kolonialisierten Länder erlangten in den 1960er-Jahren ihre Unabhängigkeit. Dennoch blieben die Staaten in den meisten Fällen abhängig, unter anderem weil die ehemaligen Kolonialmächte oft ihnen gewogene autokratische Politiker unterstützten.

ist nicht vorbei



I am the only gay
in the village:
In vielen Ländern
Afrikas gehört
verdammt viel Mut
dazu, offen
als Homosexueller
zu leben

Auf der kleinen Karte
sind alle Länder
rot, in denen Gesetze
gegen Homosexualität
existieren oder andere
Gesetze entsprechend
ausgelegt werden

Riskante Liebe

**In vielen afrikanischen Ländern
werden Schwule und
Lesben verfolgt. Oft per Gesetz
und manchmal sogar auf
Grundlage eines Paragraphen aus
der Kolonialzeit**

Von Agomo Atambire



→ Sie hatten niemanden bestohlen, niemanden verletzt oder betrogen, und dennoch saßen James Mwape und Philip Mubiana über ein Jahr lang in Untersuchungshaft. Der Grund war ihre Liebe zueinander. Weil homosexuelle Beziehungen in Sambia verboten sind, landeten beide junge Männer hinter Gittern.

Sambia ist kein Einzelfall, in den meisten afrikanischen Ländern gibt es Gesetze gegen gleichgeschlechtliche Beziehungen und harte Strafen bei Verstößen dagegen. In Uganda droht Schwulen und Lesben lebenslänglich, in Nigeria bis zu 14 Jahre Haft – und in manchen Gegenden theoretisch sogar der Tod.

In vielen Staaten ist das Leben für LGBTIQ*-Personen ein ständiges Versteckspiel. Sie werden ausgegrenzt, beschimpft und geschlagen, verfolgt werden die Täter in der Regel nicht. Im Gegenteil: Meist fühlen sie sich im völligen Einklang mit den Politikern. Der populäre ghanaische Regionalminister Paul Evans Aidoo schlug einst vor, alle Homosexuellen in der von

ihm regierten westlichen Region festzunehmen. Die Bürger wurden aufgefordert, Verdächtige zu melden, und Aidoo versprach: „Wir werden alle Anstrengungen unternehmen, um diese Menschen loszuwerden.“ Dabei gibt es im ghanaischen Gesetz noch aus der britischen Kolonialzeit einen Paragraphen, der die Diskriminierung erleichtert. Demnach sind „unnatürliche fleischliche Gelüste“ verboten. Nicht nur in Ghana ist dieses koloniale Relikt ein Hebel, um gegen Schwule und Lesben vorzugehen.

Was nicht der heterosexuellen Norm entspricht, gilt in vielen Staaten als zweifelhafter Lifestyle aus dem Westen, als unnatürlich und unafrikanisch. In Sambia wurde Appellen an die Menschlichkeit mit dem Argument begegnet, dass es sich bei Homosexuellen gar nicht um Menschen handle. Und selbst wenn moderne Antidiskriminierungsgesetze existieren wie etwa in Südafrika, ist dies nicht unbedingt ein ausreichender Schutz. So werden dort immer wieder Lesben vergewaltigt, um sie von ihrer „Krankheit“ zu heilen (siehe auch „fluter“ Nr. 44).

Dass afrikanische Homosexuelle so bedrängt werden, liegt auch am Einfluss der Religionen, etwa in Regionen, in denen der Islam rigide ausgelegt wird. Oder dort, wo evangelikale Kirchen große Anhängerschaften haben. So sind in Uganda viele der Gläubigen Mitglieder der Pfingstkirche „International House of Prayer“ aus den USA, die besonders strenge Moralvorstellungen predigt. Und in Ghana riet die mächtige Vereinigung „Christian Council of Ghana“ ihren Mitgliedern vor der letzten Präsidentschaftswahl, keinen Kandidaten zu wählen, der sich für die Rechte Homosexueller starkmacht.

So bleibt vielen LGBTIQ*-Personen als Ausweg nur ein Leben im Verborgenen. Manchmal können sie nicht mal ihren Angehörigen die Wahrheit sagen. So kamen James Mwape und Philip Mubiana in Sambia ins Gefängnis, nachdem sie von ihrer Familie angezeigt worden waren. ←

*Abkürzung für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersexual, Queer

Liberté?

Die ehemaligen französischen Kolonien sind immer noch ziemlich abhängig von Frankreich. Viele Länder dürfen nicht mal ohne Erlaubnis Geld drucken

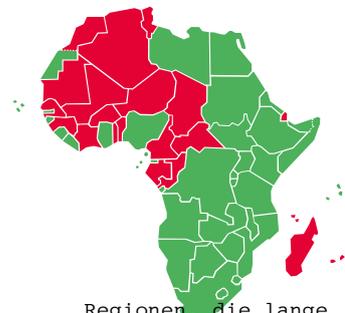
Von Dominic Johnson

→ Wer durch Afrika reist, vor allem durch die westliche Hälfte des Kontinents, sollte gute Französischkenntnisse mitbringen: Von Dakar bis Brazzaville, von Tunis bis Kinshasa ist die Sprache des einst zweitgrößten Kolonialreiches der Welt nach wie vor Amts- und Bildungssprache und auch im Alltag außerhalb der Familie gebräuchlich.

Frankreichs Afrika-Kolonien wurden in den Jahren um 1960 unabhängig: in Nordafrika Algerien, Marokko und Tunesien, südlich der Sahara Benin, Dschibuti, Elfenbeinküste, Gabun, Guinea, Kamerun, Kongo-Brazzaville, Madagaskar, Mali, Mauretanien, Niger, Senegal, Togo, Tschad, Burkina Faso und die Zentralafrikanische Republik. Mit Ausnahme von Guinea und Algerien, die sich komplett von Frankreich lösten, blieb dessen Einfluss in drei Bereichen bestimmend, ohne deren Beherrschung staatliche Souveränität nicht möglich ist: Justiz, Geheimdienst und Währung. Französische Berater schrieben die Verfassungen und Gesetze der neuen Staaten und sorgten auch für den Aufbau der Gerichtssysteme und die Weiterentwicklung der Rechtsprechung. Frankreichs Geheimdienstler und Militärberater zogen für die neuen afrikanischen Autokraten die Strippen beim Aufbau von Sicherheitsdiensten, bei der Unterdrückung von Aufständischen und beim Auswech-

seln unbequem gewordener Präsidenten. Und Frankreich bewahrte die Währungshoheit, indem die Kolonialwährung CFA-Franc beibehalten wurde.

Statt „Colonies Françaises d’Afrique“ heißt CFA jetzt „Coopération Financière en Afrique“ beziehungsweise „Communauté Financière d’Afrique“, aber im Grunde hat sich nichts geändert. Der CFA-Franc als gemeinsame Währung von 14 Ländern in Afrika war früher an den französischen Franc gekoppelt, heute an den Euro. Die Währungsreserven der afrikanischen CFA-Staaten lagerten früher komplett bei Frankreichs Zentralbank in Paris, heute sind es immer noch 50 Prozent. Die Zentralbanken der beiden CFA-Zonen in West- und Zentralafrika können bis heute ohne den Segen von Paris kein Geld drucken und keine eigene Finanzpolitik betrei-



Regionen, die lange französisch besetzt waren, sind rot eingefärbt

ben. Frankreich hat es auch vermieden, die Kontrolle darüber an die EU zu delegieren: Frankreichs Afrika-Imperium ist auf europäischer Ebene Privatangelegenheit geblieben.

Viele Afrikaner in den ehemaligen französischen Kolonien sind damit schon längst nicht mehr einverstanden. Vor allem seit es so gut wie unmöglich ist, ein Visum für Frankreich zu bekommen, wenden sich junge Afrikaner von der einstigen Kolonialmacht ab. Das Afrika des 21. Jahrhunderts hat sich mental von Frankreich weitgehend gelöst. Auch wenn staatliche französische TV- und Radiosender noch immer die Hauptquelle der Nachrichten über den Rest der Welt sind, die Flugverbindungen nach Paris oft verlässlicher als die ins Nachbarland und französische Schulbücher und Lehrpläne Vorbild in der Bildung. Immerhin lernen afrikanische Schulkinder nicht mehr, wie früher, dass ihre Vorfahren Gallier waren. ←

Algerien, Elfenbeinküste u. a.

Naja

Böse Geschichte

Vor rund 100 Jahren endete die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia, unter der es zum Völkermord an den Herero und den Nama kam. Erst in diesem Jahr will sich Deutschland dafür entschuldigen. Über den schweren Umgang mit der Vergangenheit

Von Arne Semsrott

Namibia

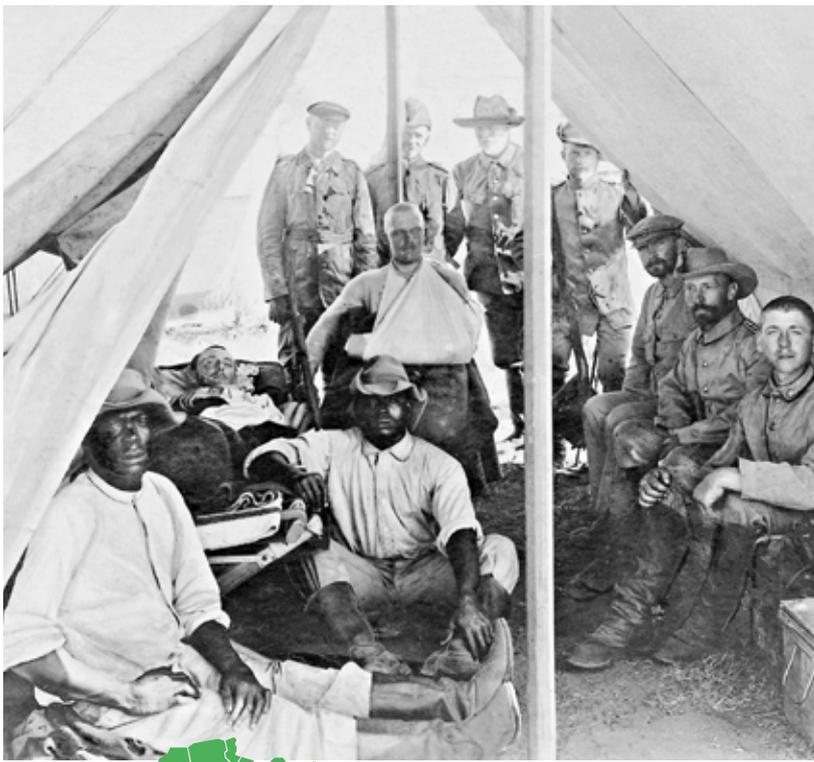
→ Mehr als ein Jahrhundert hatten sie darauf warten müssen, ihre Verwandten zu begraben: Erst 2011 übergab die Berliner Klinik Charité einer Delegation aus Namibia 20 Schädel von Menschen, die zwischen 1904 und 1908 von deutschen Kolonialisten getötet worden waren. Damals waren sie fein säuberlich in Kartons verpackt und ins rund 8.000 Kilometer Luftlinie weiter nördlich gelegene Deutsche Reich verschifft worden, um sie dort zu vermessen und die angebliche Minderwertigkeit der Afrikaner pseudowissenschaftlich zu belegen. In den Jahrzehnten danach gerieten die Knochen in Deutschland in Vergessenheit und lagerten in feuchten Kellern, Magazinen und Archiven, unbeachtete Beweise des Völkermords an den Herero und Nama.

Mit der Übergabezeremonie machte die Bundesrepublik einen ersten Schritt auf Namibia zu, nachdem sie das Land jahrelang in dieser Frage ignoriert hatte. Die Rückgabe der Schädel war lange eine der wichtigsten Forderungen von namibischen Opfergruppen gewesen.

Heute, weitere fünf Jahre später, ist das Thema in Deutschland wieder weitgehend aus der Öffentlichkeit verschwunden, obwohl ein Sonderdelegierter der Bundesregierung derzeit mit Namibia über den Umgang mit der Kolonialgeschichte verhandelt. Bis zum Ende des Jahres will sich Deutschland endlich offiziell für die Verbrechen entschuldigen. Bis dahin muss aber noch geklärt werden, ob und wie viel finanzielle Entschädigung Namibia bekommt – und welche Rolle die Deutschnamibier dabei haben sollen.

Etwa 15.000 Nachfahren der deutschen Kolonialisten leben noch immer in dem Land, das zwischen 1884 und 1915 eine sogenannte Siedlungskolonie des Deutschen Reiches war. Anders als in anderen deutschen Kolonien sollten sie in Deutsch-Südwestafrika neue Existenzen gründen. Durch ein Täuschungsmanöver war es dem Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz 1883 bis 1885 gelungen, zunächst eine Bucht und anschließend weite Teile des Hinterlandes zu erwerben. Kurz darauf stellte das Deutsche Reich die von Lüderitz erworbenen Gebiete unter seinen „Schutz“. Die Einheimischen wurden von nun an als Menschen zweiter Klasse behandelt und zunehmend entrechtet. Mit der Ankunft deutscher Siedler verschärfte sich zudem der Kampf um den landwirtschaftlich nutzbaren Boden. Nach und nach wurden Herero und Nama gezwungen, ihr Land zu räumen. 1904 kam es nach vermehrten Protesten schließlich zum Aufstand gegen die Deutschen. Zunächst überrascht von der Auflehnung, entsandte das Deutsche Reich im Juni ein Expeditionskorps unter der Führung von Generalleutnant Lothar von Trotha, um den Aufstand niederzuschlagen. Dieser ließ Wasserstellen besetzen oder vergiften und gab wenig später den Befehl, alle Herero, auch Frauen und Kinder, zu erschießen. Diejenigen, die vor den Deutschen flüchteten, verdursteten oder verhungerten in der Wüste – der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts.





Bis zum Ende des Krieges im Jahr 1908 wurden etwa vier Fünftel des Herero-Volkes und die Hälfte der Nama ausgelöscht. Tausende waren in Konzentrationslager gesteckt worden.

Im Juli 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, zogen die deutschen Besatzer ab. Viele Siedler blieben jedoch. Sie bilden bis heute eine vor allem aus Bauern und Geschäftsleuten bestehende Minderheit, die zu einem großen Teil an ihren Traditionen festhält. Viele Deutschnamibier essen in ihren Cafés Currywurst und Schwarzwälder Kirschtorte und feiern das Oktoberfest. Viele Herero pflegen indes ihren eigenen Umgang mit dem deutschen Vermächtnis. Zu besonderen Anlässen tragen sie bis heute Kleider im viktorianischen Stil, wie sie ihnen damals von den Deutschen verordnet worden waren. Die Outfits haben sie allerdings mit eigenen Akzenten geschmückt: Durch bunte Stoffe und eigens entworfene Kopfbedeckungen haben sie sich die koloniale Kleidung längst zu eigen gemacht. Bei Gedenkveranstaltungen zum Völkermord tragen einige Männer Militäruniformen, die ebenfalls an jene der Deutschen erinnern. Symbolisch gehen sie so als Sieger aus der Vergangenheit hervor.

Die Folgen der Kolonialzeit sind bis heute spürbar. Am deutlichsten zeigt sich das an der ungleichen Verteilung des Landes. Obwohl die weiße Minderheit – rund ein Drittel davon sind Nachfahren von Deutschen – nur etwa fünf Prozent der Bevölkerung ausmacht, kontrollieren weiße Farmer bis heute 80 Prozent des kommerziellen Farmlandes. Die meisten Herero und Nama leben währenddessen weiterhin in bitterer Armut.

Die Beziehung der deutschen Minderheit zur Mehrheitsbevölkerung Namibias ist dementsprechend konfliktbeladen. Seit der Unabhängigkeit des Landes im Jahr 1990 (bis dahin unterstand Namibia einem südafrikanischen Mandat) werden vermehrt Rufe nach einer vollständigen Aufarbeitung des Völkermords laut. Während etwa die deutschsprachige „Allgemeine Zeitung“ in Namibia vermeintlich positive Ergebnisse der Kolonialzeit wie den Straßenbau hervorhebt, fordern insbesondere Verbände der Herero eine Anerkennung des Völkermords durch die Deutschen. Dazu gehören in den Augen vieler Menschen die Umbenennung von namibischen Orten, deren Namen die Organisatoren von Völkermord und Vertreibung ehren, und die Beseitigung von Denkmälern für deutsche Kolonialisten.

Auch hierzulande ist der Umgang mit dem Völkermord umstritten: In München wurde erst im Jahr 2007 die nach dem Organisator des Völkermords benannte Von-Trotha-Straße in Hererostraße umbenannt. Im Afrikanischen Viertel im Berliner Wedding ist weiterhin eine Straße nach dem Kolonialisten Lüderitz benannt, Dutzende weitere Straßen, Plätze und Denkmäler in ganz Deutschland tragen die Namen von Kolonialisten.

Bisher hat sich die Bundesregierung geweigert, Entschädigungen für den Völkermord an den Herero und Nama zu zahlen. Stattdessen verwies sie darauf, dass Namibia in den letzten Jahren eines der wichtigsten Empfängerländer für Entwicklungshilfe gewesen sei. Dabei verhandelt Deutschland nur mit der namibischen Regierung. Ob die aber auch für die Herero und Nama spricht, die nur einen Teil der Bevölkerung ausmachen, ist unklar. Ihre Vertreter fürchten, dass die Ergebnisse der Verhandlungen zwischen den Ländern vor allem der namibischen Regierung nützen und die Bedürfnisse der Herero und Nama außer Acht lassen könnten. Deutschlands Position dazu ist jedoch klar: Es sei Aufgabe der namibischen Regierung, sicherzustellen, dass die Verhandlungsergebnisse im ganzen Land akzeptiert würden. Dass Deutschland sich aber bald offiziell für den Völkermord entschuldigen will, mehr als 110 Jahre danach, wird von allen Seiten begrüßt. ←

Angehörige der sogenannten Schutztruppe während des Aufstands der Herero, von denen viele in der Wüste verdursteten, nachdem diese abgeriegelt worden war
(oben)

Die Einwohner Namibias wurden gezwungen, ihr Land für deutsche Siedler zu räumen und für die Kolonialherren zu arbeiten
(links)



Voll ab

Inter Nr. 59, Thema: Afrika



Der Tabak beschert Malawi wichtige Einnahmen, aber durch ihn fehlen Flächen für den Anbau von Nahrungsmitteln. Daher will die Regierung weg vom Tabak. Doch die Tabakindustrie steht im Weg – und ausgerechnet die sogenannte Entwicklungshilfe. Reportage aus einem Land, das an der Zigarette hängt

Von Marius Münstermann, Fotos: Chris Grodotzki

■ ■ hängig

→ Schulterhoch steht der Tabak auf dem Feld. Blatt für Blatt rupft Erisa Chisenga in den kommenden Tagen ab, bis nur noch kahle Stängel auf dem Acker stehen. Ob sich die Mühe gelohnt hat, wird sich erst entscheiden, wenn die Ernte in der Auktionshalle zum Verkauf ausliegt. Bis dahin hofft Chisenga auf günstiges Wetter und gute Preise für seine Ernte. Jeden Tag streift er durch sein Feld von 100 mal 100 Metern. Sein Hektar Hoffnung. Der Tabak sollte eine bessere Zukunft für seine Frau und die fünf Kinder bringen. Deshalb ist Erisa Chisenga vor fünf Jahren in den Tabakanbau eingestiegen.

Was für die einen Genuss- und Suchtmittel, ist für fast 400.000 Tabakbauern in Malawi harte Arbeit. Das kleine südostafrikanische Land, das etwa ein Drittel so groß ist wie Deutschland, gehört zu den weltweit wichtigsten Anbauländern. Im Export von Burley-Tabak, einer Tabaksorte, die fast jeder Zigarette beigemischt wird, ist Malawi sogar Weltmarktführer. 2014 haben Zigarettenunternehmen mit Sitz in Deutschland – dem größten Zigarettenexporteur der Welt – aus Malawi Tabak im Wert von rund 93 Millionen Euro eingeführt.

Die nikotinhaltigen Blätter sind das Haupterzeugnis eines Landes, das ansonsten auf Importe angewiesen ist. Malawi ist bitterarm. Die Hälfte der Bevölkerung lebt von weniger als einem Dollar am Tag. Um die Bevölkerung zu ernähren, benötigt die Regierung Devisen, von denen rund zwei Drittel durch

den Tabakexport erwirtschaftet werden. Anders ausgedrückt: Malawi ist abhängig vom Tabak.

Diese Abhängigkeit rächte sich 2011, als die Tabakpreise einbrachen. Die Regierung konnte sich keine Ölimporte mehr leisten. Tagelang fuhr kaum ein Auto, die Preise für andere Güter des täglichen Bedarfs explodierten. Demonstranten lieferten sich blutige Straßenschlachten mit der Polizei, mindestens 19 Menschen starben. Der Tabak, von vielen Ökonomen als „cash crop“ gefeiert, als gewinnträchtiger Exportschlager, erwies sich als eine Ware, die mindestens eine Teilschuld an der Staatskrise trug.

Rauchen wird zunehmend uncool. Immer mehr Menschen verzichten aus Rücksicht auf ihre Gesundheit darauf, hohe Steuern erschweren den Zigarettenfirmen das Leben. Was, wenn die Nachfrage weiter sinkt? Auf der Suche nach Antworten reisen wir durch ein kleines Land, das mitten in einem großen Dilemma steckt: Wie raus aus der Abhängigkeit vom Tabak, der bislang die wichtigste Einnahmequelle ist?

Nach dem Sammeln werden die Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt. Bei der Ernte nehmen Bauern wie Erisa Chisenga so viel Nikotin auf wie ein Kettenraucher

Erisa Chisenga sitzt auf einer Bambusmatte im Schatten seiner Ernte. Unter einem Dach aus Plastikfolie, gedeckt mit Stroh, trocknet der Tabak. Tausende Blätter hängen wie eine Kolonie schlaffer, ledriger Fledermäuse in Reihen. Mit einer Stricknadel spießt er die frischen Blätter auf, zieht Schilfhalme durch die Löcher und verknotet sie zu Bündeln, die er zum Trocknen aufhängt. So geht das stundenlang. Machokero, der Name des Dorfes, bedeutet in der Landessprache Chichewa: der Grund, weshalb du gingst. Jungs hüten Ziegen, Mädchen helfen im Haushalt, statt in die Schule zu gehen. Erisa Chisenga wollte zumindest seine Kinder auf eine bessere Schule schicken.

Chisenga steht bei Alliance One International unter Vertrag, einem der größten Rohtabakhändler der Welt. Hauptabnehmer sind Philip Morris (mit Zigarettenmarken wie Marlboro und L&M) und British American Tobacco (unter anderem Lucky Strike). Das vermeintlich schnell verdiente Geld ist einer der größten Anreize, die viele Menschen zum Tabakanbau verlocken. Die armen Bauern benötigen kaum Geld zum Start: Alliance One gibt ihnen Saatgut und Pestizide auf Kredit.

Problematisch wird es, wenn die Bauern die Kredite zurückzahlen müssen. Die werden nämlich fällig, wenn der Tabak exportiert wird. Dann fließen vergleichsweise viele Devisen ins Land, und der Malawi-Kwacha verliert an Wert gegenüber dem US-Dollar. Für die Bauern bedeutet das: Sie müssen mehr Kwacha zurückzahlen, als sie sich ursprünglich geliehen haben. So geht ihnen viel vom erhofften Gewinn verloren. Die Tabakunternehmen hingegen profitieren.

Chisenga muss aufpassen. Findet der Tabakhändler zwischen den Blättern auch nur einen einzigen Plastikfetzen, kann er die gesamte Ernte zurückweisen. Dann bleibt der Bauer auf einem Haufen Tabak und einem noch größeren Haufen Schulden sitzen. Würde er Mais anbauen und diesen nicht loswerden, könnte er ihn immer noch selbst essen.

Seinen eigenen Tabak hingegen raucht Chisenga nicht. Rauchen ist ungesund, sagt er. Doch er ahnt, dass selbst die Arbeit mit dem Tabak seine Gesundheit schädigt. Vom Nervengift Nikotin hat der Tabakbauer noch nie gehört. Er weiß nur, dass seine Haut nach einem



Mit der Tabakindustrie gegen den Hunger? Rauchen für Malawi? Manche sind da skeptisch

langen Tag auf dem Feld juckt und dass er manchmal mit starken Kopfschmerzen nach Hause zurückkehrt. Andere Bauern leiden unter Herzrasen, Erbrechen und Durchfall. Ärzte sprechen von der „Grünen Tabakkrankheit“. Tabakbauern ohne Schutzkleidung können an einem Erntetag in etwa so viel Nikotin über die Haut aufnehmen, wie in 50 Zigaretten enthalten ist, so eine Studie der University of Kentucky. Besonders gefährdet sind Kinder. Malawi gilt als das Land mit der höchsten Rate an Kinderarbeit in ganz Afrika. Die Kinderschutzorganisation Plan International schätzt, dass auf Malawis Tabakfeldern 78.000 Kinder schufteten. Sie müssen ihren Eltern helfen, weil die sich erwachsene Erntehelfer nicht leisten können.

Traditionell eröffnet der Präsident von Malawi die jährliche Tabakauktion. Das ist in etwa so, wie wenn der Oberbürgermeister auf dem Oktoberfest das erste Bierfass ansticht. Wenn die Auktionshallen ihre Tore öffnen, stauen sich die Laster mit dem Tabak kilometerlang durch Malawis Hauptstadt Lilongwe.

Tabak sei in Malawi eine „political crop“, sagt Finanzminister Goodall Gondwe, eine Pflanze als Politikum. Der Trubel zur Erntezeit dürfe jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Malawi raus aus der Abhängigkeit vom Tabak müsse, betont Gondwe: „Der Tabak ist dem Untergang geweiht.“ Malawi müsse seine Wirtschaft diversifizieren, also auch andere Produkte verkaufen. Soja zum Beispiel ist auf dem Weltmarkt gefragt. Gondwe träumt vom Absatzmarkt Indien. Das hungergeplagte Malawi als Kornkammer für die Boomwirtschaft Indiens?

Andere halten am Tabak fest. Etwa die New Alliance for Food Security and Nutrition (NAFSN), zu Deutsch: Neue Allianz für Ernährungssicherheit und Ernährung. Die Initiative wurde 2012 von der G8, der Gruppe der wichtigsten Industrienationen, ins Leben gerufen. Auch die deutsche Bundesregie-

rung beteiligt sich mit 500 Millionen Euro. Das Ziel: binnen zehn Jahren in zehn afrikanischen Ländern 50 Millionen Menschen aus der Armut zu befreien. Das Rezept dafür ist Public Private Partnership, kurz PPP, gemeinsame Investitionen öffentlicher Institutionen und privater Unternehmen. Mit dabei sind multinationale Großkonzerne wie Nestlé und Heineken, Bayer, Syngenta und Monsanto. Sie alle wollen in einigen der ärmsten Ländern der Welt investieren, nach eigenen Angaben über zehn Milliarden US-Dollar. In Malawi will man so 1,7 Millionen Menschen helfen, einem Zehntel der Bevölkerung. In etwa so viele Menschen leiden in Malawi chronisch an Hunger. Fast jedes zweite Kind ist wegen Mangelernährung unterentwickelt. Und die Bevölkerung wächst rasant, was das Ernährungsproblem weiter verschärft.

Aber wo Tabak wächst, ist kein Platz für Nahrungsmittel. Die Nichtregierungsorganisation UnfairTobacco schätzt, dass in Malawi 750.000 Menschen mehr ernährt werden könnten, wenn auf den Tabakfeldern Lebensmittel angebaut würden. Trotzdem kooperiert die New Alliance in Malawi unter anderem mit dem Tabakhändler Alliance One sowie Limbe Leaf, einem Tochterunternehmen der Universal Corporation, dem zweiten Giganten auf dem Markt für Rohtabak. Gemeinsam kaufen die beiden Unternehmen jedes Jahr etwa 90 Prozent der Tabakernte in Malawi. Mit Hilfe der New Alliance wollen sie ihr Geschäft ausweiten.

Alliance One will eigene Tabakforschungsinstitute gründen und in großem Stil neues Land erwerben. Derzeit besitzt man 61.000 Hektar Land, 121.000 Hektar sollen es werden. Aber ist Malawi nicht jetzt schon zu abhängig vom Tabak? Ja, sagt Ronald Ngwira, Produktionsmanager bei Alliance One. Die Lösung sei aber nicht, das Land komplett vom Tabak abzubringen. Das Stich-



wort laute: „Diversifizierung mit Tabak“, also der Anbau auch anderer Produkte.

Verschärft der Tabak das Hungerproblem? Ngwira ist eloquent, charismatisch. Er stellt eine Gegenfrage: „Sind wir eine Tabakfirma, oder sind wir eine Nahrungsmittelfirma?“ Alliance One gebe den Bauern auch Saatgut und Dünger für Mais – ebenfalls auf Kredit. Das Unternehmen sorge also indirekt auch für den Nahrungsmittelanbau.

Mit der Tabakindustrie gegen Hunger? Rauchen für Malawi?

Für die Umsetzung der New Alliance in Malawi ist die Europäische Union zuständig. Die Grünen-Abgeordnete Maria Heubuch wurde vom Entwicklungsausschuss des EU-Parlaments beauftragt, Bericht zu erstatten. Heubuch empfiehlt der EU, aus der Initiative auszusteigen. Denn sie bezweifelt „die Fähigkeit großer Public Private Partnerships wie der New Alliance, zur Armutsreduzierung und Ernährungssicherung beizutragen, da die Ärmsten die Hauptleidtragenden sozialer und ökologischer Risiken dieses Vorhabens zu werden drohen“. Dabei sollten vor allem die Kleinbauern profitieren.

Realitätsabgleich beim Tabakbauern Erisa Chisenga: Auch er sagt, dass er gern etwas anderes anbauen würde. Erst ein einziges Mal in fünf Jahren Tabak hat er einen kleinen Gewinn gemacht – wobei diese Rechnung nur aufgeht, wenn er seinen enormen Arbeitsaufwand nicht einberechnet. Die anderen Jahre hat er auf seinem Tabakfeld für nichts geschuftet und seine Gesundheit gefährdet. Der Tabak sollte eine bessere Zukunft für seine Frau und die fünf Kinder bringen. Doch die Familie wohnt noch immer in zwei winzigen Häusern aus roten Ziegeln, gekocht wird auf einem Kohleofen, gegessen werden der Mais und die Kürbisse, die sie neben dem Tabak zur Selbstversorgung anbauen.

Dieses Jahr hat Alliance One seine Ernte von 540 Kilo für einen Dollar pro Kilo gekauft. Seine Kosten beliefen sich auf 850 Dollar. Nicht der Gewinn, seine Schulden sind gewachsen. ←

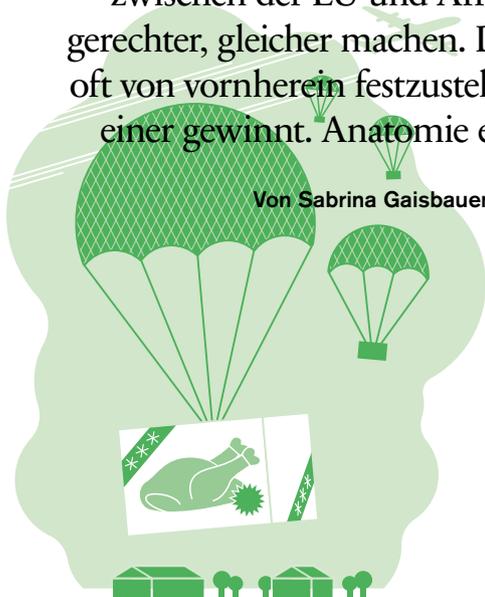
Unser Autor ist Mitarbeiter des Non-Profit-Recherchezentrums Correctiv.org, das sich investigativen Reportagen widmet und über Spenden und Mitgliedsbeiträge finanziert

Bitte nicht mehr Chicken!

Freihandel soll die Geschäftsbeziehungen zwischen der EU und Afrika besser, gerechter, gleicher machen. Dabei scheint oft von vornherein festzustehen, dass nur einer gewinnt. Anatomie eines Deals

Von Sabrina Gaisbauer

Ghana



→ Edwin Sam ist einer der Letzten seiner Art. Er führt die Geschäfte einer Geflügelfarm in Ghana mit Tausenden Tieren und 15 Mitarbeitern. Doch so sehr sie sich auch anstrengen auf der Farm, mit dem tiefgefrorenen Billiggeflügel aus der EU können sie kaum konkurrieren. Säuberlich in Plastik verpackt liegt es auf dem Markt, oft zum halben Preis von dem, was ghanaisches Geflügel kostet.

Die Importhühner sind zum Symbol einer Übermacht geworden. In großen Mengen werden Überschüsse aus subventionierter US- und EU-Produktion billig in afrikanischen Ländern verkauft. 2014 landeten allein aus Deutschland 48.000 Tonnen Hähnchenfleisch in Afrika. Geflügelbauern wie Sam haben mittlerweile nur noch einen Marktanteil von geschätzten 20 bis 40 Prozent, die Versuche der Regierung, den Import zu begrenzen, scheiterten bisher. Dabei steht das Huhn nur stellvertretend für weiteres Fleisch, Obst und Gemüse aus Europa und damit für die Risiken, die sich mit den Freihandelsabkommen noch verschärfen könnten. Die sogenannten Economic Partnership Agreements (EPAs) – die derzeit zwischen den Afrika-Karibik-Pazifik-Staaten (AKP) und der EU ausgehandelt werden: Die Länder müssen ihre Märkte dabei bis zu 83 Prozent für europäische Importe öffnen sowie Zölle und Gebühren abschaffen. Behalten dürfen sie im Gegenzug das, was sie schon hatten: den zollfreien Zugang zur EU.

47 afrikanische Staaten verhandeln in fünf Gruppen mit der EU, drei Gruppenabkommen stehen bereits, zudem gibt es mit fünf Ländern Übergangsabkommen, und bis Ende nächs-

ten Jahres sollen alle EPAs ratifiziert werden. Erst vor wenigen Wochen hat Deutschland dem EPA mit der Südafrikanischen Entwicklungsgemeinschaft zugestimmt.

Viele afrikanische Staaten hätten allerdings aufgrund fehlender Infrastruktur und ineffizienter Industrie kaum Chancen, den EU-Waren standzuhalten oder selbst verarbeitete Produkte nach Europa zu exportieren – und könnten sich, sobald sie einmal in dieser ungünstigen Lage sind, auch nicht weiterentwickeln. Das sagen EPA-Kritiker wie Günter Nooke, der Afrika-Beauftragte der Bundeskanzlerin, Attac oder die Grünen. Das Entwicklungsministerium hält dagegen: Die Länder könnten die Zölle anheben, wenn die lokale Industrie in Gefahr schwebt. Jann Lay vom GIGA Institut für Afrika-Studien betont zudem, dass auch die Verbraucher vor überhöhten Preisen infolge von Zöllen geschützt werden müssten.

„Noch heute sind koloniale Hierarchien im Handel präsent“, sagt Andreas Eckert, Professor für die Geschichte Afrikas an der HU Berlin. Bereits die Römischen Verträge von 1957 sicherten in erster Linie den Zugang europäischer Länder zu afrikanischen Rohstoffen. Der Kurs änderte sich, nachdem sich viele ehemalige Kolonien zusammengeschlossen hatten. 1975 erhielten sie mit dem ersten Lomé-Abkommen die Gelegenheit, billig nach Europa zu exportieren, ohne selbst in großem Stil auf Zölle verzichten zu müssen.

Die Weltbank und der Internationale Währungsfonds setzten hingegen mehr auf Freihandel, so bei ihren Strukturanpassungsprogrammen der 1980er- und 90er-Jahre. Damit Kredite flossen, mussten afrikanische Staaten bestimmte Sektoren modernisieren und dem freien Markt überlassen. Die Programme konnten selten vollständig und mit Erfolg umgesetzt werden. Vielerorts kam es zu Tausenden Entlassungen, wie in der Bekleidungsindustrie in Sambia.

Die Welthandelsorganisation bemängelte, dass die EU-Staaten ihre früheren Kolonien gegenüber anderen armen Ländern bevorzugen, und bestand auf ihrem Prinzip der Nichtdiskriminierung. Unter anderem die EPAs lösten die Lomé-Abkommen daraufhin ab. Doch sie stießen nicht überall auf Gegenliebe. Gerade die wirtschaftlich stärkeren Länder wollen weiterhin in die EU exportieren, ohne dafür ihre eigenen Märkte öffnen zu müssen. Zehn Jahre lang wurde mit der Ostafrika-Gruppe gerungen, bis Brüssel ein Ultimatum stellte: Es erhob im Oktober 2014 auf einige afrikanische Exportschlager Zölle. Mit Erfolg: Um weiter billig Schnittblumen in die EU liefern zu können, stimmte Kenia schließlich dem entsprechenden Abkommen zu. ←

Kapitel 5

Wer globale Konflikte

verstehen
will,
sollte nach
Afrika
schauen

Schon drei Jahre vor 9/11 gab es verheerende Anschläge in Afrika: 1998 töteten Islamisten bei zwei Anschlägen auf US-Botschaften in Nairobi (Kenia) und Daressalam (Tansania) rund 230 Menschen. 5.000 wurden verletzt. Bis heute terrorisieren Dschihadisten in vielen Ländern die Bevölkerung und nutzen die soziale Ungleichheit zum Rekrutieren von Nachwuchs. Dass diktatorische Regimes in Zeiten des Kalten Kriegs entweder von den USA oder der Sowjetunion unterstützt wurden und bis heute mit Waffen beliefert werden – auch das hat in vielen Staaten zur nachhaltigen Auflösung demokratischer Kultur geführt.

Klassen

Das rassistische Apartheidregime existiert seit 22 Jahren nicht mehr. Dennoch ist Südafrika heute ein Land großer Ungleichheit, in dem eine junge Generation vor allem für bessere Bildungschancen kämpft

Von Lynsey Chutel, Fotos: Graeme Williams

Südafrika

→ Wenn nicht die bunt angemalten Kolonialgebäude wären, könnte das hier auch Williamsburg in Brooklyn, Berlin-Mitte, London-Shoreditch oder irgendein anderes universelles Hipsterparadies sein, wo junge Menschen durch die Boutiquen flanieren, auf dem Foodmarket selbst gemachte Tacos oder Burger essen, Craftbier trinken oder einen Bio-Caffè-Latte. Aber dies ist nicht Williamsburg oder Berlin-Mitte, dies ist Johannesburg-Braamfontein.

Vor 30 Jahren wäre hier niemand darauf gekommen, sich mit anderen Weltstädten zu vergleichen. Man hätte sofort gewusst, dass man in einem weltweit geächteten Land der Rassentrennung lebt – mit wenigen wohlhabenden Weißen und vielen armen Schwarzen. Unter dem Apartheidregime hätte man in Braamfontein kaum Schwarze gesehen, es sei denn als

Kellner oder Müllmänner. Es war für weiße Südafrikaner reserviert, die Schwarzen lebten in den heruntergekommenen Townships am Stadtrand – in den sich endlos hinziehenden Siedlungen voller Wellblechhütten, oft mit mangelhafter Strom- und Wasserversorgung.

Die Apartheid bedeutete Rassentrennung auf allen Ebenen: am Strand, im Büro, im Bus und auch im Bildungssektor. Der Bantu Education Act hatte zum Ziel, die schwarze Bevölkerung auf einem niedrigen Bildungsstand zu halten und sie als Niedriglöhnerheer für die Weißen arbeiten zu lassen.

Erst nach der Abschaffung der Apartheid 1994 fanden erstmals demokratische Wahlen statt, aus denen der Freiheitsheld Nelson Mandela und der lange verbotene African National Congress als Sieger hervorgingen. Nicht nur Braamfontein wurde in der Folge ein Sinnbild des Aufschwungs, als weiteres Symbol errichtete man in der Stadt eine große Stahlbrücke, die man nach Mandela benannte.

Sinayo Mkhize kam vor acht Jahren nach Johannesburg, seitdem kann sie sich von ihrem Balkon im fünften Stock eines älteren Apartmenthauses aus die Veränderungen ansehen. Wie so viele Südafrikaner ist sie vom Land in die Großstadt gezogen, um hier ein besseres Leben zu finden, ein Leben mit einem Job, der ihr Spaß macht, und bescheidenen Wohlstand. Und wie bei so vielen Südafrikanern ist daraus nichts geworden.

„Das Leben ist sehr schnell hier“, sagt die 25-Jährige, die in einer großen Familie in der Provinz KwaZulu-Natal aufwuchs. 2008 schloss sie dort die Highschool ab, dann zog sie nach Johannesburg, das in der isiZulu-Sprache eGoli heißt: goldener Ort.

Den gibt es auch, es sind wohl die Straßen, an denen die modernen Wolkenkratzer aus Stahl und Glas stehen, aber es gibt auch die Orte, die nicht glänzen. Heruntergekommene Viertel und eben die Townships, einst Symbol für die Härten der Rassentrennung, heute für die Ungleichheit im Land am Kap: Von den über 54 Millionen Südafrikanern leben heute immer noch viele in Armut – trotz des Rohstoffreichtums und einer Volkswirtschaft, die nach Nigeria die zweitgrößte des Kontinents ist. Rund 25 Prozent der jungen Südafrikaner haben keine Arbeit, viele werden im täglichen Überlebenskampf kriminell. Über 17.000 Menschen wurden 2015 ermordet, dazu kamen rund 130.000 Raubüberfälle. Damit ist Südafrika eines der gefährlichsten Länder der Welt.





Mit Gewalt gegen die schwarze Mehrheit:
Die Apartheid wurde 1948 von Weißen
meist niederländischer, aber auch deutscher
und französischer Abstammung eingeführt

Acht Jahre später ist der Traum noch immer nicht Wirklichkeit geworden. Weil ihre Eltern früh starben, zog sie zu einem Onkel. Als Älteste musste sie dazuverdienen, um wenigstens ihren jüngeren Cousins und Cousinen die Uni zu ermöglichen. „Ich musste mich opfern“, sagt sie. „Es tat weh, aber ich habe es verstanden.“ Sie selbst fing auch mit ihrem Studium an, doch weil sie nebenher arbeiten musste, zog es sich in die Länge. „Eigentlich dauert es drei Jahre, aber ich bin schon seit sechs Jahren dabei und immer noch nicht fertig“, sagt sie. Momentan kann sie die jährliche Gebühr von 2.000 Euro nicht mehr bezahlen.

Damit ist sie nicht die Einzige. Im Oktober vergangenen Jahres gingen Tausende Studenten auf die Straße, um gegen die Erhö-

hung der Studiengebühren zu demonstrieren. Sie marschierten zum Sitz des regierenden ANC in Pretoria, einige stürmten sogar das Parlament. Die Protestbewegung unter dem Motto #FeesMustFall erinnerte an die großen Studentenunruhen von 1976, als Afrikaans, die Sprache der Buren, an den Unis verbindliche Unterrichtssprache werden sollte. Zu der Zeit investierte die Regierung in die Bildung eines weißen Kindes 16-mal mehr als in die eines schwarzen.

Heute sind immerhin sechs Prozent des Bruttoinlandsprodukts für die Bildung reserviert, das sind rund 17 Milliarden Euro. Viel Geld, aber nicht, wenn es immer noch darum geht, aus Lehmhäusern richtige Schulgebäude zu machen, alte Bücher aus Zeiten der Apartheid zu ersetzen und mehr Lehrer einzustellen. Um das alles zu finanzieren, will die Regierung an den Studiengebühren festhalten, weswegen es weiterhin Proteste geben wird. Zur angespannten Lage trägt auch bei, dass gegen viele ANC-Mitglieder wegen des Verdachts der Korruption und Steuerhinterziehung ermittelt wird. Staatspräsident Jacob Zuma werfen Kritiker vor, die Ideale des Befreiungskampfes der Gier nach persönlichem Reichtum geopfert zu haben. „Es gibt ganz offensichtlich zwei Südafrikas“, sagt Tessa Dooms vom Youth Lab. „In dem einen leben eine weiße Minderheit und eine schwarze Elite gut versorgt, in dem anderen ist eine schwarze Mehrheit zur Armut verdammt.“

Sinayo hat die Hoffnung aufgegeben, dass sich ihr Leben durch politische Maßnahmen zum Besseren wendet. Sie will nun Geld sparen, um von Johannesburg nach Pretoria zu ziehen und dort an der einjährigen Lehrerausbildung teilnehmen. „Man muss dranbleiben“, sagt sie. „Denn wenn man aufgibt, ist niemand da, der sich um einen kümmert.“ ←

„Unsere Politiker haben keine Ahnung, wie man eine junge Generation in die Zukunft führt“, sagt Tessa Dooms, Leiterin des Youth Lab, eines Thinktanks, der sich um die junge Generation kümmert. „Die Regierung besteuert zum Beispiel Unternehmen, die keine jungen Menschen anstellen, aber das Problem sind eher die Löhne. Die sind so gering, dass ein großer Teil davon schon für den Weg zur Arbeit ausgegeben wird.“

Ein anderes Problem ist nach wie vor der Zugang zu Bildung, der früheren Generationen schlichtweg verwehrt wurde. So arbeitete Sinayos Großmutter als junge Frau für eine deutsche Einwandererfamilie – als Dienstmädchen. Ihre Mutter konnte immerhin die Highschool besuchen und ergriff anschließend einen der wenigen Ausbildungsberufe, die Schwarzen erlaubt waren: Sie wurde Lehrerin. Mit dem Einkommen ihres Mannes, der in einem Township einen kleinen Lebensmittelladen hatte, kam die Familie ganz gut über die Runden. Sie konnten ihre Kinder zur Schule schicken, und als Südafrika endlich die Apartheid hinter sich ließ, ermutigten sie sie, ihre Träume wahr werden zu lassen. Sinayos Traum war es, zu studieren und PR-Managerin zu werden.

trennung

Islamisten und rivalisierende Clans haben Mogadischu zerstört.

Nach 25 Jahren Bürgerkrieg ist nicht mal klar, wie viele Menschen noch in Somalia leben. Schätzungen gehen von 7,5 bis 11 Millionen aus. Viele Somalier sind nach Europa geflüchtet. Manar Moalin ging den entgegengesetzten Weg. Sie verließ Europa, um sich in ihrem Heimatland eine Existenz aufzubauen



Auch die Träume vieler Somalier.

Aber nicht den von Manar Moalin

Von Fritz Schaap, Fotos: Sergio Ramazzotti





→ Wenn Manar Moalin morgens zur Arbeit kommt, schieben ihre Wachmänner schon vorher das große weiße Stahltor auf, damit sie mit ihrem schweren Jeep direkt auf das Grundstück fahren kann, ohne anzuhalten. Denn der Aufenthalt in der Öffentlichkeit kann in Mogadischu noch immer tödlich sein. Und wer einen Country Club betreibt, der lebt sowieso gefährlich. Massagesalon und Partys – in den Augen der Islamisten ein Sündenpfuhl. Haram, verboten. Vor allem, wenn der Club auch noch von einer Frau betrieben wird.

Mogadischu versucht gerade, aus Ruinen wieder aufzustehen und Normalität zu schaffen. Mogadischu will nicht mehr eine der gefährlichsten Städte der Welt sein. Und dazu trägt Manar Moalin ihren Teil bei. Wie sie kommen immer mehr Somalis zurück aus dem Ausland, um ihre Hauptstadt nach 25 Jahren Bürgerkrieg wiederaufzubauen.

Wenn man die Mittdreißigerin, die ihr Kopftuch rebellisch weit hinten trägt, reden hört, merkt man ihr den täglichen Kampf an, den sie als Frau in diesem konservativen, vom Krieg zerrissenen Land führen muss. In ihren Sätzen schwingt etwas Herausforderndes mit, eine Art vorbeugende Aggressivität. Sie wird nicht aufgeben, steht zwischen jeder Zeile. Manchmal setzt sie ihre Brille ab und schaut ihrem Gegenüber wortlos in die Augen. Als würde sie nur auf Widerspruch, auf Kritik warten.

Der Country Club ist ein kleiner Mikrokosmos in der Stadt, mit dieser Mischung aus Aufbruchsstimmung und Angst. Eine große, alte weiße Kolonialvilla, ein massives Tor, ein Wachturm, ernste Männer mit schweren Waffen. Dahinter: ein kleiner Zoo, ein Massagesalon, ein Restaurant. „Und hoffentlich bald auch eine richtige Bar“, sagt Manar Moalin. „Mit Alkohol.“ Members only. Regelmäßig hat sie Probleme mit Leibwächtern von Männern, die keine Mitgliedschaft bekommen haben, manche schickten sogar Soldaten vorbei. Hier im Garten, wo winzige Antilopen herumlaufen und ein schreckhafter Falke in einem Käfig sitzt, treffen sie sich: Politiker, Geschäftsmänner, Gangster. Oftmals sind die Grenzen fließend.

1991 stürzten Rebellen den Diktator Siad Barre. Seitdem gab es keine funktionierende Regierung mehr, die das Land unter ihrer Kontrolle hatte. Die großen Clans und ihre Subclans zerfleischten sich gegenseitig und verwandelten Mogadischu in eine Ruinenstadt. Mehr als zweieinhalb Millionen Somalier wurden aus ihren Häusern vertrieben, eine Million floh ins Ausland, eine Million, die meisten davon Zivilisten, kam um.

Der Staat ist schon lange zersplittert. Im Norden haben sich Somaliland und die ehemalige Piratenhochburg Puntland abgespalten. Seit dem 1. August 2012 sollen diese autonomen Teilstaaten nun Mitglieder der neuen Bundesrepublik Somalia sein. Zumindest auf dem Papier. Vor allem im Süden flammen immer wieder heftige Gefechte auf. Er wird nach wie vor teilweise von der mit Al-Qaida verbündeten Terrororganisation Al-Shabaab kontrolliert, die dort den Kohle- und

**„Es muss
aufhören, dass die
Männer denken,
sie könnten mit
einer Frau machen,
was sie wollen“,
sagt Manar Moalin**

Zuckerschmuggel dominiert, in den auch die kenianische Armee verwickelt ist. Nach wie vor gilt das Land als Brutstätte des islamistischen Terrorismus, als Basis für Operationen in ganz Ostafrika.

Doch nun macht sich Hoffnung breit, dass der Aufschwung diesmal halten könnte. Im August 2011 hatte sich die Al-Shabaab-Führung aus Mogadischu zurückgezogen, seitdem gibt es zwar regelmäßig Anschläge, aber Truppen der Afrikanischen Union und die somalische Armee kontrollieren das gesamte Stadtgebiet. Offene Kämpfe gibt es nur noch bei Anschlägen.

Es gibt wieder Straßenlampen, es gibt überhaupt Straßen, eine Müllabfuhr, Strom, Internet. Für eine sehr kurze Zeit gab es sogar Ampeln. Die funktionierten aber nicht. Es gibt Geschäftsstraßen, Telekommunikationskonzerne, eine Bank, und Anfang des Jahres wurde das erste Mal ein somalisches Fußballspiel live im Fernsehen gezeigt.

Manar Moalin sagt, was man derzeit oft in der Stadt hört: „Noch nie floss so viel Geld nach Mogadischu.“ Aber sie sagt auch: „Das ist wie die italienische Mafia hier, alles gehört zusammen. Ein riesiges kriminelles Netzwerk. Dabei brauchen wir neue, junge Leute in der Politik.“ Bei der UN in Nairobi heißt es, man habe die Hoffnung aufgegeben, dass die Rückkehrer, die in die Politik gehen, gegen die Korruption und Kriminalität angehen würden. „Ganz im Gegenteil, sie scheinen sofort vom System geschluckt zu werden und verhalten sich, als hätten sie das Land nie verlassen“, so ein hochrangiger UN-Mitarbeiter.

Derweil fließt immer mehr ausländisches Geld in die Stadt. Nicht die Chinesen, nein, die Türken sind dabei, Mogadischu wiederaufzubauen. Sie haben einen Flughafen gebaut, sie betreiben den neuen Hafen und kontrollieren über eine Firma namens Proje Gözetim Mühendislik die Importe und Exporte des Landes. Sie haben die Straßen neu geteert, der Rohbau einer riesigen Zementfabrik thront über der Skyline, neulich eröffneten sie eine gut ausgestattete Kinderklinik. All das macht die Türkei nicht uneigennützig – sie versucht so auch neue Unterstützer auf dem internationalen Parkett zu bekommen.

Manar Moalin sitzt im Garten und trinkt wie jeden Tag einen frischen Grapefruitsaft, während die ersten Gäste in gepanzerten Geländewagen auf den Hof rollen. Aus dem kleinen Wachturm gucken die Läufe russischer Sturmgewehre, in das Zwitschern der Vögel mischt sich das Rauschen der Funkgeräte, jedes Mal, wenn sich ein Fahrzeug nähert. Oben im zweiten Stock dringt leise Musik aus der Shisha-Bar, von der aus man auf den großen neuen Büroturm nebenan schaut. 5.000 Dollar Miete im Monat kostet darin ein Büro. Der Immobilienmarkt in Mogadischu explodiert gerade. Villen kosten pro Monat ab 10.000 Dollar. Der Kaufpreis von Grundstücken am Meer liegt zum Teil bei über einer Million Dollar. Leute, die das zahlen können, sind die, die Manar Moalin gern als Mitglieder hat.



Somalia ist ein streng muslimisches Land, in dem die meisten Menschen keinen Alkohol trinken und die Partys der Jugend im Underground stattfinden. Manar Moalin möchte dennoch in ihrem Country Club eine Bar betreiben - wie es sie auch in den Hotels der internationalen Ketten gibt. Shisha rauchen kann man schon bei ihr

Ihre Geschichte ist eine typisch somalische Geschichte. Mit ihren Eltern verließ sie das Land kurz vor dem Krieg. 1988 gingen sie erst nach Italien, dann nach England. Ein Leben in der Diaspora. Vor fast drei Jahren kehrte ihre Mutter zurück in die Heimat und bat die Kinder, sie besuchen zu kommen. Als Moalin die Stadt das erste Mal als Erwachsene sah, sah sie vor allem: Möglichkeiten. Wo fast alles kaputt ist, wird fast alles benötigt. Und die Somalier sind in Afrika als findige, oft auch skrupellose Geschäftsleute bekannt.

Moalin verliebte sich in die Stadt, in den Ozean, die Geschichten, die wilden geheimen Partys. Und in das Geld. „Ich merkte, dass es keine Beautysalons gab. Die Frauen flogen nach Nairobi, wenn sie sich die Nägel machen lassen wollten.“ So fing alles an. Sie mietete eine große Kolonialvilla und stellte dann fest: „Viele der High-Profile-Leute hier haben keine Orte, wo sie hingehen können.“ Sie schmiedete Allianzen, schmierte die richtigen Leute, besorgte sich Sicherheitspersonal und machte aus dem Beautysalon einen Club.

Probleme aber gibt es viele. „Ich bin eine Frau, eine Rückkehrerin, und ich bin nicht religiös“, sagt sie. „Drei Punkte, die alles noch schwieriger machen.“ Es ist nicht lange her, da stürmten 25 Mann mit Maschinengewehren abends um neun den voll besetzten Garten. Sie reihten die Gäste an der Mauer auf, schlugen auf sie ein. Nach ein paar Stunden wurden sie wieder freigelassen.

Es waren gekaufte Regierungssoldaten, die kamen, weil Moalin einem Geschäftsmann die Mitgliedschaft verweigert hatte. „Persönliche Differenzen“, sagt sie nur. Ein anderes Mal stand ein ganzer Bus bewaffneter bärtiger Fundamentalisten vor dem Tor - Maschinengewehre im Anschlag, einer trug Handgranaten am Gürtel. Sie rief ihren Cousin an, der beim Geheimdienst

NISA arbeitet. In letzter Minute trafen Truppen der Afrikanischen Union ein und konnten die Männer überwältigen.

Jeden Montagabend versammeln sich fast alle der über 136 Mitglieder im Garten zu einem großen Dinner. Es spricht für die Kontakte von Moalin, grenzt aber trotzdem an ein Wunder, dass sich hier noch kein islamistischer Selbstmordattentäter in die Luft gejagt hat. Gerade im Januar hat es das Village Restaurant um die Ecke getroffen. Ein paar Monate später attackierten die Männer von Al-Shabaab ein Restaurant am beliebten Lido Beach. Im Country Club gab es bisher noch keine Toten.

Ein Jahr lang aber lebte Moalin in ständiger Todesangst. Dann sagte sie sich: „Du wirst sterben, aber du wirst dich nicht aus deinem Haus vertreiben lassen.“ Sie war bereit zu kämpfen. Sie weiß, dass sich die Fundamentalisten nicht abfinden werden mit einem Haus, das in ihren Augen die Sünde verkörpert. Aber Menschen wie sie, die versuchen, Normalität herzustellen, trifft man nun häufiger in der Stadt. Sie betreiben Restaurants, Cafés, Schulen, Hotels und Geschäfte. Und langsam trauen sich auch Frauen wieder mehr zu. „Es muss aufhören, dass die Männer denken, sie könnten mit einer Frau machen, was sie wollen. Ich will die Erste sein, die gesagt hat: Nein. So läuft das nicht!“

„Das Problem hier“, sagt Manar Moalin, während es langsam dunkel wird und die weißen Gäste gebeten werden, aus Sicherheitsgründen allmählich zu gehen, „ist ein riesiger Egoismus.“ Wenigen gehe es um das Land, vielen um das eigene Konto.

Es gibt ein somalisches Sprichwort, das das Dilemma des Landes in vier Sätzen ausdrückt: „Ich und mein Clan gegen die Welt, ich und meine Familie gegen meinen Clan, ich und mein Bruder gegen meine Familie, ich gegen meinen Bruder.“ Im Hintergrund fallen Schüsse. Manar Moalin zuckt nur mit den Schultern. Sie wird nicht gehen. ←

Ab in die Zukunft



Viele Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, fliehen aus afrikanischen Ländern. Besonders viele kommen aus dem autoritär regierten Eritrea. Auch Josef und Teklit wollten dort nicht mehr leben

Von Ann-Kristin Schöne

Eritrea

→ Es kam alles so anders, als Josef es sich vorgestellt hatte – damals, 1994. Damals, als er dachte, dass ihm und seinem Heimatland Eritrea eine blühende Zukunft bevorstünde. Als er stolz war auf sein Land und seinen Beitrag leisten wollte. Hatte Eritrea doch ein Jahr zuvor, am 24. Mai 1993, nach 30 Jahren Krieg endlich die Unabhängigkeit von Äthiopien erlangt und mit dem ehemaligen Freiheitskämpfer Isaias Afewerki einen eigenen Regierungschef bekommen. Damals, 1994, verließ Josef gern seine Geburtsstadt Asmara, um zum Militär zu gehen.

Ursprünglich dauerte der Militärdienst, der auch zivile Tätigkeiten umfasst, für alle Eritreerinnen und Eritreer 18 Monate. 2002 wurde er dann „offiziell“ auf unbestimmte Zeit verlängert – eine Praxis, die de facto auch vorher schon stattgefunden hat. Seitens der Regierung wird das vor allem damit begründet, dass eine ständige Bedrohung vom großen Nachbarstaat Äthiopien ausgehe. Von 1998 bis 2000 kam es zum Krieg mit Äthiopien, 2008 zum Konflikt mit Dschibuti, 2012 dann erneut zu kleineren militärischen Zusammenstößen mit äthiopischen Truppen. Josef hat sie alle erlebt, diese Konflikte wegen ungelöster Grenzfragen. Er wurde nie aus dem Militär entlassen – aus 18 Monaten wurden 19 Jahre. 19 Jahre, in denen er nie etwas anderes lernen durfte und so wenig Geld bekam, dass er kaum davon leben konnte. Einmal sei er abgehauen, um endlich seine Familie wiederzusehen. „Sie haben mich erwischt. Ich kam für ein Jahr ins Gefängnis“, erzählt der 40-Jährige. „Es war die Hölle. 50 Menschen in einem Raum. Wir konnten uns nicht mal zum Schlafen hinlegen.“ Danach musste er direkt wieder zum Militär.

Seit Jahren schottet sich das kleine Land am Horn von Afrika ab, es belegt den letzten Platz auf der „Rangliste der Pressefreiheit“ von „Reporter ohne Grenzen“. An gesicherte Informationen zu kommen ist schwer. Mehrere Quellen bestätigen jedoch, dass die von der Regierung angekündigte erneute Begrenzung des Militärdienstes auf 18 Monate, die ab Oktober 2015 gelten sollte, bis heute nicht umgesetzt worden ist. Wie so vieles andere. Geplante freie Wahlen fanden nicht statt, die Verfassung besteht weiterhin nur auf dem Papier und ist nie in Kraft getreten. Bis heute herrscht nur eine einzige Partei, und bis heute vereint Afewerki in sich das Amt des Regierungschefs und Staatspräsidenten. In den Gefängnissen sitzen Tausende Oppositionelle, Deserteure oder Mitglieder religiöser, vor allem christlicher Minderheiten.

„Ich habe gehofft, dass ich eines Tages ein freies Leben führen, heiraten, Kinder bekommen kann“, erzählt Josef. Doch all die Jahre des Militärdienstes zertrümmerten jegliche Hoffnung. „Mir wurde klar: Die Lage wird sich nie ändern.“ Josef floh. Nach syrischen und afghanischen machten eritreische Staatsangehörige die drittgrößte Gruppe aus, die in der ersten Jahreshälfte 2015 über das Mittelmeer nach Europa kam.

Einer von ihnen war Teklit. „All die Demütigungen und Ungerechtigkeiten haben mich fliehen lassen“, erklärt der 27-Jährige, der in Eritrea als Mathelehrer arbeitete. Er sei für vier Tage ins Gefängnis gekommen, weil er nicht unterrichten konnte. „Ich war krank! Aber in Eritrea stecken sie dich eben einfach so ins Gefängnis. Jeder saß schon mal.“ Selbst seine Mutter, weil ein Nachbar der Polizei verraten habe, dass sein Bruder zwei Tage nicht in der Schule gewesen sei. „Ich bin zum Gefängnis gegangen, um die Freilassung meiner Mutter zu erbitten. Sie brachten meine Mutter. Dann haben sie mich verprügelt, und sie musste zusehen. Ihre Schreie höre ich heute noch.“ Teklits Augen füllen sich mit Tränen, wenn er diese Geschichte erzählt – es ist nur eine von vielen. „Du hast keine Chance, dich zu wehren, wenn es keine Gerechtigkeit gibt“, sagt er. Eine Katastrophe sei das, für die Menschen und das Land.

Zurück nach Eritrea? Für Josef und Teklit ist das undenkbar: „Wir würden den Rest unseres Lebens im Gefängnis verbringen. Oder sie bringen uns gleich um.“ ←





Eigentlich wollen sie nur laute Musik hören und headbängen, doch in Ägypten sieht man in Heavy-Metal-Fans eine große Gefahr. Über eine Jugendkultur unter Dauerverdacht

→ Mit dem Arabischen Frühling und dem Sturz Mubaraks keimte die Hoffnung auf in der Metal-Szene, die Dinge könnten wieder so werden, wie sie Anfang der 90er-Jahre in Ägypten gewesen waren.

Damals war die Religiosität, die das Land heute prägt, noch nicht so verbreitet. Ägypten war bekannt für seinen Humor, in Kairo auf den Straßen sah man viele Frauen ohne Kopftuch, die Sinai-Halbinsel war weltweit bekannt für Strandurlaub und nicht für die „Provinz Sinai“ des „Kalifats“, in dem der Staat fast keine Macht mehr hat und Islamisten Soldaten töten.

Kairo wurde in der Region bekannt für seine Metal-Szene. Klein, aber sehr weit vorn. Lange ging das nicht gut. Die jungen Menschen mit den langen Haaren, den Tattoos und den martialischen T-Shirts lösten erst Verwirrung und schnell Sorge und Angst aus. Dann kam der Herbst 1997: Nach einem Konzert im Kairoer Baron's Palace, einer verlassenen alten Villa, die der Treffpunkt der Szene war, griff die Polizei hart durch und nahm mehr als 100 Menschen fest. Jugendliche Besucher, die schon zu Hause waren, wurden aus ihren Betten geholt. 13-Jährige wurden verhaftet,

manche über einen Monat festgehalten. Wer Pech hatte, landete sogar im berühmtesten Tora-Gefängnis der Stadt. Die Presse verkündete nach der Razzia, die Villa sei voll von Tätowierten gewesen, die den Teufel anbeteten und Orgien feierten.

Nach diesem Schlag verschwand die Szene tief im Untergrund, infiziert mit einer Angst, die sie nach wie vor verfolgt. Der Vorwurf der Teufelsanbetung begleitet die Metalheads in Ägypten bis heute. Auch Anfang dieses Jahres, als Vorbote eines Konzertes, eilte er wieder durch die ägyptische Presse. ←

Chinafrika

Ein Kontinent wird schanghai: Warum man in so vielen afrikanischen Ländern Chinesen trifft

→ Eine Militärbasis in Dschibuti, einen Superhafen in Tansania, Straßen und Brücken in der Demokratischen Republik Kongo: Kein anderer Staat ist in Afrika so umtriebig wie China. „Bachinois batongaka kaka na butu“ heißt es in einem kongolesischen Schlager. Übersetzt: Die Chinesen bauen immer nachts, und wenn man morgens aufwacht, gibt es schon wieder ein Stockwerk mehr.

Erst im vergangenen Dezember versprach der chinesische Präsident Xi Jinping afrikanischen Ländern Investitionen von 60 Milliarden Dollar in den nächsten drei Jahren. China, so Xi, werde in den Bahnsektor, das Straßenwesen, die Luftfahrt, Häfen, die Strombranche und Telekommunikation investieren, um Afrikas Entwicklung voranzutreiben.

Das klingt sehr fürsorglich, allerdings sichert sich China für seine Investitionen auf lange Sicht den Zugriff auf wichtige Rohstoffe. Es pachtet Land für die Versorgung seiner Bevölkerung (allein in der Demokratischen Republik Kongo 2,8 Millionen Hektar) und sorgt für den Absatz seiner Billigwaren, die viele afrikanische Märkte überschwemmen. Von den zugesagten 60 Milliarden Dollar sind denn auch 35 Milliarden Kredite, mit denen afrikanische Länder Einfuhren aus China bezahlen sollen.

Nachdem Chinas Industrie wegen der Wirtschaftskrise weniger Rohstoffe benötigt, hat sich die Handelsbilanz weiter zum Nachteil Afrikas entwickelt: 2015 übertrafen Chinas Exporte nach Afrika die Importe um 40 Milliarden Dollar. Auch Menschenrechtsorganisationen sehen Chinas Engagement in Afrika kritisch. Demokratische Defizite von korrupten Regimen seien bei der Vergabe der Gelder kein Hindernis. China verwahrt sich gegen solche Kritik mit dem Hinweis, dass nicht die Chinesen sondern die Europäer den Kontinent jahrhundertlang ausgebeutet hätten, was auch viele afrikanische Staatslenker so sehen. Gern wird von den Chinesen auch ins Feld geführt, dass die Verbindung zwischen China und Afrika sehr viel älter ist als die der Europäer. Tatsächlich gibt es chinesische Afrikakarten, die bereits 1320 entstanden. Und 2005 präsentierte Pekings Propagandaabteilung einen weiteren Knaller: ein Mädchen aus Ostafrika, dessen DNA darauf hinweise, dass sie Nachfahrin chinesischer Seefahrer sei, die im 14. Jahrhundert Afrika besuchten.

Mehr zu diesem Thema findet ihr in Alex Perrys eh sehr lesenswertem Buch „In Afrika – Reise in die Zukunft“, Verlag S. Fischer

Vorschau

Es ist schon faszinierend, dass der Mensch letztlich auf einem regelrechten Bauplan basiert: Unsere Gene bestimmen, wie wir aussehen, welche Talente wir haben und ob wir schon früh eine Brille brauchen. Aber kaum eine Wissenschaft ist so umstritten wie die Genforschung, weil sie moralische Grundsatzfragen aufwirft: Wird der Mensch durch das Auslesen seiner DNA zum Opfer von Konzernen? Machen genmanipulierte Lebensmittel krank oder retten sie die Welt vor Hunger? Und werden in Zukunft alle Verbrechen gelöst?

Zeit für ein Heft zum Thema.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 59, Thema Afrika, Sommer 2016
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bbp)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bbp.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion und Design

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Barbara Achermann, Agomo Atambire, Kofi Baako, Anja Bengelstorff, Damian Correa, Lynsey Chutel, Sabrina Gaisbauer, Sara Geisler, Dominic Johnson, Jan Ludwig, Marius Müntertermann, Fritz Schaap, Fabian Scheuermann, Arne Semsrott, Ann-Kristin Schöne, Florian Sievers, Lukas Wohner

Die Geschichte aus Ruanda auf S.20 wurde vom Schweizer Magazin Annabelle übernommen

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Tina Hohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bbp.de
www.bbp.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bbp, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bbp.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von Axel Pfaender; Alle Karten sind von Bru Rakoto/Noun Project; Cover Kyle Weeks; S.3 Augustin Le Gall/Haytham Pictures/laif; S.4 Espen Eichhöfer/Ostkreuz, Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo, Diana Zeyneb Alhindawi; S.5 Paule Seux/hemis.fr/laif; S.7 Image Source/Getty Images; S.8 Luc Gnago/Reuters; S.9 Luc Gnago/Reuters; S.11 Frédéric Noy/Cosmos/Agentur Focus; S.12 Trevor Snapp/Bloomberg via Getty Images; S.13 Sven Torfinn/laif; S.14-15 Glenna Gordon/The New York Times/Redux/laif; S.16 Martin Roemers/laif; S.17 Per-Anders Pettersson/laif; S.18 Martin Roemers/laif; S.20-23 Espen Eichhöfer/Ostkreuz; S.24 Sia Kambou/AFP/Getty Images; S.25 Brent Stirton/Getty Images Reportage; S.26 Tom Stoddart/Edit by Getty Images; S.27 Marco Gualazzini/contrasto/laif; S.28 Tony Bavistock/Getty Images; S.29 Michael Poliza/Getty Images, Elisabeth Pollaert Smith/Getty Images; S.31 David Chancellor/kiosk; S.32 Diana Zeyneb Alhindawi; S.33 Anton Ivanov/shutterstock; S.34-35 Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo; S.36-38 Chris Grodotzki; S.41 Roger Lemoyné/Redux/Redux/laif; S.42-43 Graeme Williams; S.44-45/47 Sergio Ramazzotti/Paralozero; S.49 Jörg Brüggemann/Ostkreuz

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

DER TIMER

**JETZT
BESTELLEN!**

www.bpb.de/timer

**Neu:
die Timer-App!**

365 Tage im Jahr
Infos, Quiz
und vieles mehr



2016- 2017



Der Timer kommt!

Hier bestellen: www.bpb.de/timer

Fax: (02 28) 99 51 51-1

Wer große Stückzahlen bestellt, spart jede Menge!

Timer-Telefon für Großbesteller (ab 250 Stück):

Tel: +49 (0) 38 20 46 60

Der Timer ist der informative Notizkalender der bpb. 160 Seiten stark. Hol dir die tägliche Dosis politische Bildung.

fluter.de ye fufuro koraaa sesia!*

* Das ist Twi und heißt: das neue fluter.de ist da! Unter anderem mit folgenden Themen:

„Zünftige Katastrophen“

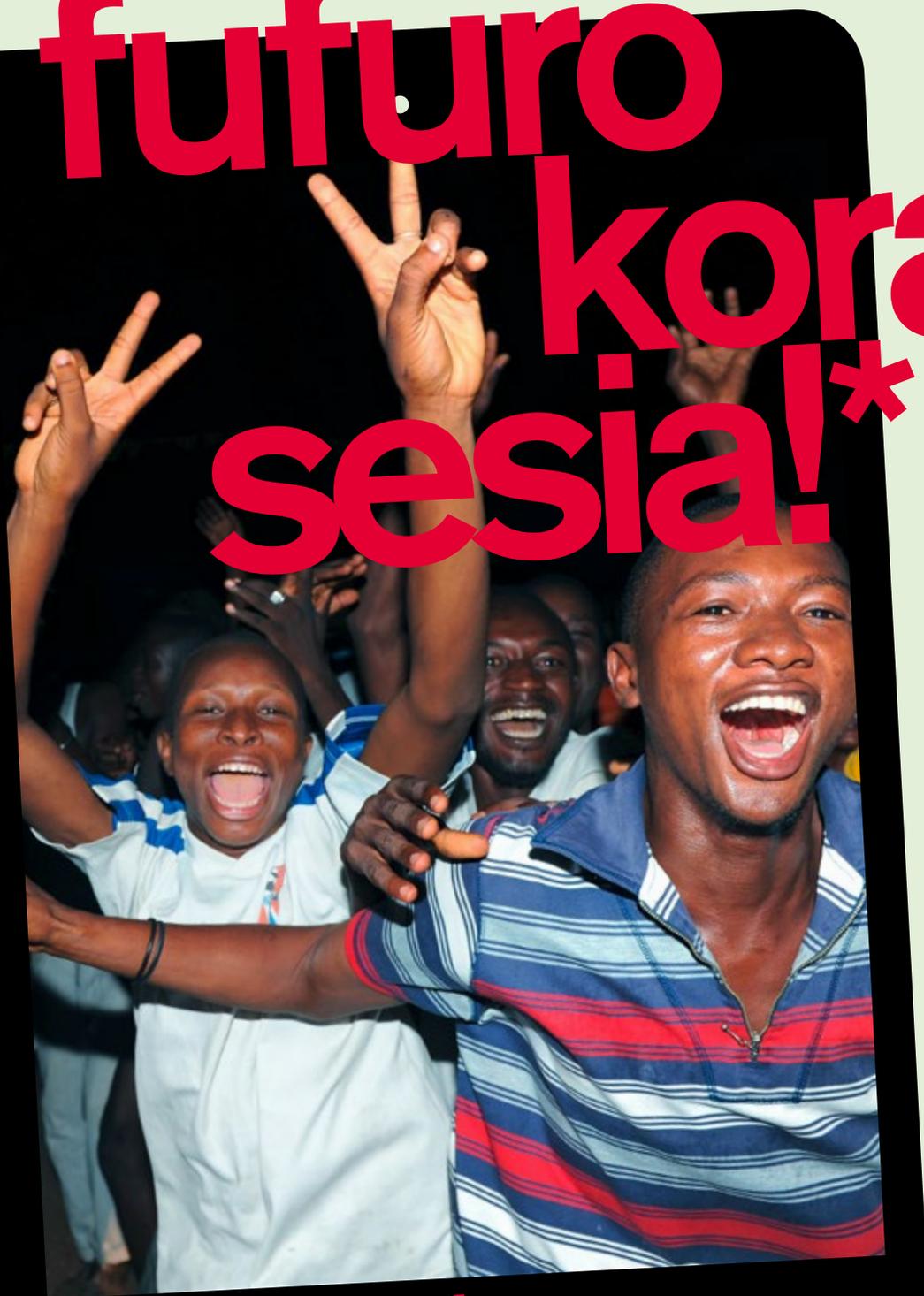
Ohne die nehmen wir Afrika kaum wahr – sagt Afrika-Korrespondent Bartholomäus Grill im Interview

Cool hier

Unser Praktikant aus Ghana ist zum ersten Mal in Deutschland und führt Tagebuch

Cut

Ein Film über die grausame Tradition weiblicher Genitalverstümmelung



Besuche das neue  fluter.de